This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

5 16 38.2.31

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK
For the purchase of German books

Arme Schlucker

Von Richard Huldschiner erschien im gleichen Verlage:

Die stille Stadt. Roman.

Arme Schlucker

Novellen

von

Richard Huldſchiner

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1905

51633.2.31

HARVARD COLLEGE
FEB 18 1921
LIBRARY

Reisinger Fund

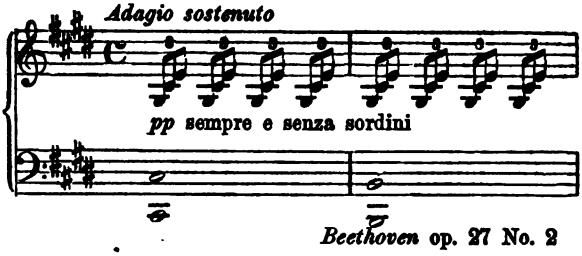
Alle Rechte
vorbehalten

Inhalt

	Seite
In hellen Sommernächten	1
Die heilige Kummernus	15
Die Wallfahrt	119
Das jüngste Gericht	143
Das Ende vom Liede	173
Der Schafhirt	191
Napolon	215

In hellen Sommernächten . . .

Sonata quasi una fantasia



Beethoven op. 27 No. 2

Wenn über der Mendel die Sonne zum Untergang ſich neigt, dann nehmen alle Dinge glühendere Farben an; der Wald wird leuchtend grün, wie ein klarer Smaragd, die Felder glänzen wie reines Gold, der Schlern aber, der ſich vom blauen Himmel abenteuerlich abhebt, verbreitet wie von innen heraus ein reines, warmes Licht, das immer ſtrahlender wird . . .

Die Farbenunterſchiede der Felſen verwiſchen ſich.

Eine rote, drohende Fauſt ſteht der Berg über den Wäldern.

Dann kommt die Nacht . . .

Der Mond ist noch nicht aufgegangen; der steht hinter dem Schlern.

Aber der Himmel ist voll von seinem Licht. Die Sterne haben den Wettstreit mit ihm aufgegeben. Das ganze Firmament ist ein silberner, leise zitternder Schild, der zu tönen scheint.

Die fernen Gletscher glänzen durch die Nacht wie Klingsors Zaubertürme.

Die nahen Berge aber brüten schwarz und ernsthaft und trauern um ihr Atlasgeschick; denn sie sind die Eckpfeiler, die dunklen, tragenden Eckpfeiler, auf denen die Last der Welten ruht.

Der Nachtwind fährt über die Felder. Die langen Halme beugen sich vor ihm und geben den Gruß weiter.

Am Wegrain duftet betäubend der Salbei.

Große Fledermäuse flattern.

Auf einer alten Linde singt die Nachtigall. Es klingt wie Flötenton, wie bebendes Schluchzen ...

Das ist die Stunde, da die Wiesen atmen. —

Was streicht da durch die Felder? ...

Was regt sich dort am Bühel? ...

Auf allen Wegen ist ein heimliches Gehen. Überall tönt und flüstert es. Hinter jedem Stein ein sehnsüchtiges Murmeln.

Sind es ferne Wasser, die zu Tale eilen?

Sind es Tiere, die die laue Nacht nicht ſchlafen läßt?

Sind es Menſchen, die einander ſuchen?

Denn die hellen Sommernächte ſind wollüſtig, und noch ſind im Dorf die Lichter nicht erloſchen.

✡ ✡ ✡

Oben im Wirtshaus tobt der Tanz.

Rauchende Bauernburſchen drängen ſich um den Eingang in die große Stube und ſchauen ernſthaft zu. Die Petroleumlampen qualmen. Auf der Ofenbrücke ſitzt der luſtige Heindl und ſchwingt die Ziehharmonika.

Ein Durcheinander von Städtern und Bauern. Wahllos greift man ſich ein Mädel heraus.

In Qualm und Dunſt ſcheint ſich die niedrige Stubendecke zu biegen.

Ein großer, ſchlanker Mann ſteht reglos in einem Winkel und verfolgt mit glühendem Blick ein blondes Mädchen, das ſich im Tanze dreht.

Sie iſt wie ein wonniges, ſeltſames Wundermärchen anzuſehen; ihre Rätſel errät man nicht. Und wer es verſuchen wollte, den würde die Sphinx zerfleiſchen.

Der große, ſchlanke Mann hat nur Blicke für

ſie. In ſeinen Augen liegt eine flehende, heiße Bitte . . .

„Gib mir die Hand! Deine kühle, weiche Hand! . . . Und laß uns gehen! . . . Die Sommernacht iſt hell — bald wird der Mond auf den Feldern ſein — in den Wieſen duftet es — die Brunnen rauſchen . . . Gib mir die Hand! . . .“

Aber ſie ſchaut nicht auf. Sie tanzt. Und doch iſt etwas in ihr, was ſie zittern macht. Die langen Wimpern beſchatten erſchrocken fragende Augenſterne . . . .

„Warum tanze ich in Qualm und Dunſt der Bauernſtube? . . . Warum gehe ich nicht lieber hinaus in die duftende Sommernacht? . . . Warum kommt er nicht und nimmt meine glühenden Hände? . . . .“

Der Mond iſt über den Schlern gekommen. Die Spitze des Kirchturms glitzert in den Himmel hinein. Die Häuſer des kleinen Dorfes ſtehen fahl und geiſterhaft da wie bleiche Geſichter, die im Tode erſtarrt ſind.

Von ferne tönt der Lärm der Tanzenden.

Ein Roggenfeld iſt am Tage geſchnitten worden.

Jetzt ſtehen die Garbenhaufen in Reih und Glied und werfen plumpe Schatten.

Aber auf einmal kommt Leben in die Kolonnen.

Ein paar Männer ſchleppen die ſchweren Haufen vor die eiſenbeſchlagene Tür des Pfarrhofes und türmen ſie dort auf.

Die trocknen Halme kniſtern . . . Und die Männer tuſcheln leiſe und ſchleppen immer neue Laſten herbei. Wie wird der Herr Kurat ſich baß verwundern, wenn er am Morgen zur Frühmeſſe will und den Widerſtand der Tür nicht brechen kann! . . .

Und der Mond, der über den Schlern gekommen iſt, ſieht zu und lächelt.

Das Haus aber ſchläft. Die grünen Fenſterläden ſind wie müde Augenlider, die ſich geſchloſſen haben. Und das Dach iſt eine Nachtmütze, die ſich der Schläfer tief über den Kopf gezogen hat, um nichts ſehen und hören zu müſſen . . . .

Eine Katze ſchleicht leiſe über das Geländer der langen Altane.

In weiter Ferne hebt ein unmäßiges Lachen an, das ſeltſam im Nachtwind verhallt.

Die helle Sommernacht erzittert leiſe. Wärme-

wellen wogen über das Land. Über der Mendel brütet eine Dunſtſchicht, in der es wetterleuchtet.

Die Eſchen am Wildbach ſeufzen vor ſchwüler Luſt. Murmelnde Waſſer liebkoſen die weißen Steine, die im Mondlicht glitzern . . . .

Ein langer Zug zieht durch den Wald.

Paarweiſe gehen ſie ſchweigend dahin. Denn die Ruhe des Waldes iſt ihnen heilig. Sie horchen auf das feine, ſummende Flüſtern der Zweige, auf das Leiſe-ſich-regen verſchlafener Vögel, die im Laube ſitzen, auf die jähe Flucht des aufgeſcheuchten Eichkätzchens.

Zwiſchen den hohen Kronen der Bäume, die luſtig ſich wiegen, ſchaut der glänzende Himmel herab.

Und die Mädchen, denen das Herz im Buſen vor Angſt und Sehnſucht klopft, drängen ſich an die Begleiter heran.

„Laßt uns zum Waſſerfall gehen!“ flüſtert einer.

„Ja, laßt uns zum Waſſerfall gehen!“

„Aber leiſe! leiſe! ſonſt wacht der Wald uns auf.“ . . .

. . . . „Oh! ich fürchte mich . . . . Hört ihr nicht, wie es da drinnen brauſt im Wald?“ . . . .

Am Waſſerfall feiert das Mondlicht Orgien. Silberſtrahlen ſtürzen ſich jubelnd und ſprühend in

die Tiefe und immer neue drängen ſich raſtlos heran. Verwehen! Vergehen! Verflattern!

Ein leiſer Windhauch kühlt die glühenden Stirnen. Und aller Augen ſind weit geöffnet und ſtarren ſeltſam in die toſenden Fluten.

Droben aber ſteht der Wald ernſt und feierlich.

Im Wirtshaus ſteht einer unter den Tanzenden, ein großer, wie ein Jäger gekleideter Mann. Auf dem buſchigen Haupthaar ſitzt ſchief ein verblichener Hut mit einer krummen Feder. Der zerzauſte Schnurrbart hängt eigenwillig über den Mund. Aus dem offenen Hemde ſchaut ein Stück der breiten, gewölbten Bruſt heraus. Die nackten Kniee ſind von Wind und Wetter gebräunt und weiſen Wundmale auf.

Der Mann ſteht läſſig da und lacht ſtill in ſich hinein. Auf einmal verläßt er die Stube und geht über den vom Monde grell beſchienenen Hof nach dem Stall hinüber . . . .

Nach einer Weile erſcheint er wieder; er zieht eine Kuh hinter ſich her.

Klapp . . . . klapp . . . . klapp . . . . klapp . . . . dröhnte es auf den glitzernden Steinplatten.

Oben am Himmel freut ſich der Mond in ſeinem Strahlenkreiſe . . . .

Drinnen tanzen ſie einen Steyriſchen. Und auf einmal tut die Tür ſich auf und Mann und Kuh erſcheinen in ihrem Rahmen.

Die Mädchen kreiſchen; die Burſchen johlen und die Kuh poltert mißmutig in die Stube herein.

Da ſteht ſie ſtill und glotzt, wirft den Kopf zur Seite und ſchlägt mit dem dürftigen Schwanz die breiten Lenden.

„Hü!“ ſchreit der Mann hinter ihr, „da wird nicht ſtill geſtanden! Hier tanzt man! Immer hübſch in der Runde herum! Komm, mein Lieb, und tanz mit mir!“

. . . . Die Mädchen ſind auf die Tiſche geflüchtet, die Burſchen werfen drohende Blicke.

Aber der Jäger kümmert ſich nicht drum.

Eine Weile ſchaut er ſich höhniſch um, dann ſchnalzt er mit den Fingern und verläßt, die Kuh hinter ſich herziehend, die Stube.

Keiner folgt ihm . . . .

Er bringt das Tier in den Stall zurück und lacht.

Dann geht er auf ein Häuschen zu, das im Mondlicht ſchlummert, öffnet zu ebener Erde eine Kammer und nimmt die Flinte vom Nagel neben der Tür.

Der Hund, der in der Ecke geſchlafen hat, erhebt ſich lautlos und folgt ſeinem Herrn, der nun mit großen Schritten dem Walde zuſteigt. Sein Schatten zeichnet ſich hager und ſeltſam auf den Platten des Weges ab . . . .

Bevor er im dichten Holz verſchwindet, dreht er ſich um und ſendet einen ſchallenden Juchzer zurück, der allenthalben ein Echo weckt. Das ſtille Dorf horcht auf und ſchweigt.

Dann taucht der Jäger in die Waldnacht unter.

. . . . Oben in den Legföhren unter den Felſen niſtet der Auerhahn . . . .

Hand in Hand huſchen zwei Menſchen durch ſtille Felder . . .

Das Herz klopft ihnen bis zum Halſe hinauf und trocken iſt der Mund vom langen Harren . . . .

„Ich danke dir, daß du gekommen biſt," flüſtert er leiſe und neigt ſich zu ſeinem Mädchen.

„Du, du . . warum ſahſt du mich ſo glühend an?"

„Weil ich dich ſengend verzehren möchte."

„Warum legſt du deinen Arm nicht um meine Hüfte? . . . Ich bin ſo müde . . ."

„Hier iſt ein Stein . . . wir wollen uns ſetzen."

„Es iſt ſo einſam . . . alles ſchläft . . . ſieh, wie der Mond ſcheint . . ."

„Jetzt ſieht uns niemand . . . nur für uns ſteht jetzt die Welt . . . nur für uns . . . wir zwei, wie ſchreiten einſam durch leuchtende Weiten . . . das iſt das Paradies."

„Aber der Mond und der ſilberne Himmel und die Berge ringsum?"

„Komm, ſchließe die Augen und leg dein Haupt an meine Bruſt . . . nur für uns ſteht jetzt die Welt . . ."

„O, ich liebe dich . . ."

Und ſie ſinkt zitternd in ſeine Arme . . . .

. . . Über der Mendel wetterleuchtet es und der Mond macht ein geheimnisvolles Geſicht.

Licht und Duft ſtrömen über das Land . . .

Die Häuſer ſchlafen . . .

„Siehe," ſpricht flehend das Mädchen, „dort in den Häuſern ruhen die Menſchen . . . und wenn ſie erwachen, ſo werden ſie mit den Fingern auf mich zeigen."

„Nein, nein! nichts gibt es mehr auf Erden außer uns . . . wir zwei, wir ſchreiten einſam durch

leuchtende Weiten . . . die andern ſind nicht Menſchen . . . das ſind Tiere . . . ſie ſind nur da, um uns zu dienen . . . wir ſind die erſten Menſchen, und dies iſt das Paradies . . ."

. . . Schweigend halten ſie ſich umſchlungen.

In blonden Locken wühlt das ſilberne Licht des Mondes.

Der Mond geht ſeinen Weg. Sein ſchalkhaftes Antlitz leuchtet in ſtille Kammern hinein, in denen die Schläfer träumen.

Die Spitze des Kirchturmſchattens gleitet langſam über die weißen Mauern des Pfarrhofes. Alle Lichter im Dorfe ſind erloſchen.

Nur die rote Ampel unter dem Bilde der ſchmerzensreichen Jungfrau Maria an der Kirchhofmauer glüht ſtill durch die Sommernacht.

Von der Alpe kommt ein friſcher Wind herunter, der in die armdicken Waſſerſtrahlen der Brunnen fährt und ſie luſtig zerzauſt.

Die Wolkenbank über dem langen Zug der Mendel hat ſich emporgetürmt . . .

Im Oſten ſteigt hinter dunklen Bergen graufahles Licht heraus . . .

In Sankt Valentin krähen die Hähne . . .

In den Ställen regt es ſich polternd . . .

Im Walde hoch oben fällt ein Schuß, der langſam verrollt . . .

Ein grauer Morgen ſteigt herauf, mit roten Streifen, die breit über den Himmel ziehen.

Götterdämmerung . . .

Die heilige Kummernus

I.

Es ging ſchon gegen Abend, aber die Mädchen waren immer noch fleißig bei der Arbeit. Die Nähmaſchine ſurrte. Langſam glitten die großen Stücke kniſternder Leinwand unter der flink auf- und abſchnellenden Nadel hin, die ein Geräuſch machte wie der Schnabel eines Spechtes, der in trockener Baumrinde nach Würmern ſucht. War die Nadel dann am Ende des Saumes, dann krachte es leiſe, das Rad ſtand ſtill, und der Hebel, der die Nadel gegen die Leinwand gedrückt hatte, hob ſich mit einem ſeufzenden Laut. Und durch den kahlen Raum, deſſen Wand mit Ölfarbe getüncht war und außer einigen ſchlechten Heiligenbildern keinen anderen Schmuck aufwies als zwei fleckige Plakate einer Garnfabrik, ging es wie ein Aufatmen nach langem ängſtlichem Druck.

Die Mädchen hoben die Köpfe und ſchauten

sich lächelnd an. Toni Mulser reckte sich und gähnte. Anna Duregger kratzte sich mit einem Bleistift im Haar. Ida Langebner stand auf und ging zu ihrer Freundin Klara hinüber, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern; aber die lachte nur und machte ein ungläubiges Gesicht.

Pepi Haußmann aber ließ ihre Arbeit auf den Schoß sinken und träumte. Ihre Augen, die schwarzen Augen mit dem lebhaften Blick, der oft flackern konnte wie ein lustiges Feuer im Märzenwind, wanderten zum Fenster und durch das Fenster auf die gegenüberliegenden Häuser hinüber, deren oberstes Stockwerk noch im Sonnenglanze lag. Die Butzenscheiben der kleinen Dachluken schimmerten in bunten Farben, die das Alter hervorgebracht. Zwischen den dunkelbraunen Dachziegeln hatten sich grüne Gewächse, kleine Kakteen und Steinbrecharten, angesiedelt, die den hohen, steilen Firsten ein freundliches Ansehen gaben. Das große, gemalte Kreuz der offenen Lichthaube auf dem Pergeltschen Hause reckte sich grade empor. Tauben schossen vorüber. Am Himmel segelte eine weiße Wolke mit goldenem Saum gegen den Turm der Pfarrkirche zu, der sich mit seinen zierlichen Zacken und Bogen scharf vom blauen Hintergrund abhob. Pepi Haußmann träumte. Allerlei Bilder zogen vor ihrem Geiste vorüber,

fremde Schatten, die man nicht faſſen und halten kann, ein wollüſtiges Verſinken in ſeltſamen und ſchönen Dingen. Und ihre Augen wanderten von den Dächern über die Fenſter der alten Häuſer langſam abwärts gegen die Straße, die faſt verlaſſen war.

Der Schuſter Fiorini ſtand vor ſeinem Lädchen und gähnte, zeigte alle ſeine weißen, geſunden Zähne. Eine Frau ſchob einen zweirädrigen Karren, der mit Gemüſe beladen war, bei ihm vorbei.

Pepis Augen folgten ihr, die Straße entlang, am Brunnen vorüber, bis zur Ecke der Gaſſe, dort wo ſie auf den Obſtplatz ausmündet. Aber auf einmal wurden ſie ſtarr und groß, kehrten plötzlich zurück in das nüchterne Zimmer mit den Heiligenbildern und den Plakaten der Garnfabrik, und Pepi fühlte, wie ſie über und über errötete.

Im nächſten Augenblick hatte ſie ſich ſchon gefaßt und ſpähte ängſtlich um ſich, ob jemand etwas geſehen hätte. Sie begegnete Idas Augen, die ihr ſpöttiſch zublinzelten. Und Klara ſagte in die allgemeine Stille hinein:

„Der Herr Pernwerth! . . . Natürlich . . .“

Jetzt ſchauten alle Mädchen auf, und die, die mehr im Hintergrund des Zimmers ſaßen, erhoben ſich, um auch etwas von dem Manne zu ſehen, der nun ſchon ſo manchen Abend drüben an der Ecke

erschienen war und sich dort rauchend und gelangweilt aufzuhalten pflegte, als ob er auf etwas wartete.

Pepi allein wagte nicht aufzuschauen. Sie tat, als ob sie an dem Unterrock, an dem sie nähte, plötzlich etwas entdeckt hätte, was sie sehr interessierte und was auf der Stelle in Ordnung gebracht werden mußte. Aber ihr Herz klopfte stürmisch, und eine Blutwelle nach der andern schoß ihr über das tief gesenkte Haupt. Sie fühlte aller Blicke auf sich gerichtet, und es war ihr, als ob sie verzweifeln müßte. Was wollte man nur von ihr? Konnte sie etwas dafür, daß der Mensch dort an der Ecke stand? Und sie glaubte, ihn hassen zu müssen, ihn, einen ganz fremden Mann, mit dem sie seit ihrer Kinderzeit kein Wort mehr gesprochen hatte und von dem sie nur wußte, daß er verheiratet war und eine hübsche Frau und zwei kleine Kinder hatte.

„Der Luftikus!" sagte auf einmal Klara recht verächtlich. „Den ganzen geschlagenen Tag tut er nichts als faulenzen. Mich wundert oft, daß sein Geschäft noch geht. Und er kümmert sich nicht so viel drum."

„Glück muß man halt haben," sagte Ida und lachte, daß es wie ein blödes Meckern klang.

Nun sagten auch die andern alle etwas über

ihn. Jede einzelne fühlte ſich verpflichtet, ihm etwas am Zeug zu flicken. Der einen ging er zu wenig in die Kirche, der andern vernachläſſigte er ſeine Familie zu ſehr und die dritte wußte ſogar, daß er eine Geliebte hatte, droben in der Obergaſſe. Keine arbeitete mehr; jede ſuchte die andere in übler Nachrede zu überbieten, und Pepi beugte ſich immer tiefer über ihre Arbeit.

Aber da gebot die Nähkathi Ruhe. Was das für eine Wirtſchaft ſei? Ob ſie noch nicht fertig wären? Wenn das ſo weiter ginge, würde ſie die Fenſter fortan verhängen. Sie ſollten lieber arbeiten. Die Ausſteuer müßte bis zum Donnerstag fertig ſein.

Übrigens wolle ſie gern wieder etwas vorleſen laſſen, wenn die Mädchen verſprächen, fleißig weiter zu nähen.

Klara machte ein enttäuſchtes Geſicht. Puh, dieſe Heiligenlegenden! Die hatte ſie ſatt! Aber man brauchte ja ſchließlich nicht aufzupaſſen.

Nur Pepi hatte von allem dem gar nichts gehört. Ihre Gedanken waren ganz wo anders. Aber ſie ſchaute nicht auf. Und erſt, als Gretel Krämer ſchon eine ganze Weile mit ihrer eintönigen, blechernen Stimme geleſen hatte, merkte ſie, daß alle ruhig geworden und fleißig bei ihrer Arbeit waren.

Gretel las die Geſchichte von der heiligen Kummernus.

„— — — und es geſchah in dieſem Jahre, daß Kummernus bei einem Bauern in Dienſt getreten war, der einen großen Hof und Vieh und viele Knechte hatte. Und es war große Üppigkeit in dieſem Hauſe, und die Pfannen kamen nicht vom Herde. Gebetet wurde hingegen nicht. Statt deſſen hallten die Stuben von wüſten Flüchen wieder, und wer am ſchlimmſten fluchen konnte und Gott und ſeine Heiligen am ärgſten läſtern, der war obenauf und durfte ſich beim Bauern alles herausnehmen. Denn dieſen freute das wüſte Treiben, und mit Gelächter, Holla und Huſſa, mit Kartenſpielen, Trinken und unkeuſchen Worten gedachte er ſein unchriſtliches Leben bis zu einem ſanften Tode fortzuſetzen.

„Nur Kummernus allein brachte es nicht über das Herz, zu tun wie jene. Fleißig ging ſie ihrer Arbeit nach. Schon wenn der Morgen dämmerte, erhob ſie ſich von ihrem harten Lager, ging zur Meſſe in die kleine Dorfkirche und kehrte dann ins Haus zurück, um zu ſein eine fleißige Magd, die da aufgeht in der Liebe zu Gott und zur Arbeit, die er eingeſetzt als einen Hort der Starken und einen Troſt der Schwachen.

„Und Gott ſegnete ſichtbarlich ihrer Hände Werk.

„Er ließ aber auch ſie ſelber erblühen wie eine holde Blume im Tau des friſchen Morgens. Ihr Antlitz ſtrahlte rein und hell, und immer ähnlicher wurden ſeine Züge dem Madonnenbild, das ein alter, frommer Maler vor langen Jahren für die Kirche des kleinen Dorfes in gottgefälliger Einfalt gemalt und errichtet hatte . . . .“

Und Pepi träumte. Sie verſuchte ſich ein Bild zu machen von einer kleinen, dämmrigen Kirche, durch deren bunte Glasfenſter ein ſchräger Sonnenſtrahl auf den goldnen Altar und das Antlitz der Mutter Gottes fällt. Und vor dem Altar, auf der unterſten Stufe kniet eine reine Magd, die die Züge der Jungfrau Maria trägt. Der Sonnenſtrahl aber wandert und wandert, verläßt den Altar, ſteigt gleichſam die Stufen hinab und verklärt nun mit ſeinem Lichte das Antlitz des knieenden Mädchens, bleibt in ihren blonden Locken haften, ſpielt mit den krauſen Härchen ihres Nackens und verlöſcht wie mit einem Schlage. Und nun wird es dunkel. Seltſame Geſtalten wirbeln durcheinander, Teufelsfratzen tauchen auf und verſchwinden wieder, von irgendwoher ertönt ein Schrei, der ängſtlich verklingt, der Sturmwind brauſt . . . und ein tiefer Seufzer entringt ſich Pepis Bruſt. Sie erſchrickt,

fährt auf und ſchaut um ſich. Niemand achtet auf ſie, und ſie träumt weiter. Ja, ſchön ſein, ſchön ſein wie die Mutter Gottes! Und es regt ſich etwas Neues, Ungekanntes in ihrer Bruſt. Schön möchte ſie ſein. Für wen? Für was? Sie weiß es nicht. Nur das fühlt ſie, daß ſie ſelbſt wohl nimmer ſchön werden kann. Ihre Blicke gleiten über ihre Geſtalt herab. Ein graues, kümmerliches Kleid verhüllt ihre Formen. Die Hände mit der harten, zerarbeiteten Haut ragen aus den verblichenen Ärmeln heraus. Unter dem Saum des Rockes ſchauen in ſchlechten, viel zu weiten Schuhen die Füße vor . . . Nein, ſie iſt nicht ſchön und wird es nimmer werden.

Aber ſie weiß es nicht, daß von ihren großen, unruhigen Augen ein heller Glanz ausgeht, der das armſelige Gewand vergeſſen macht, und daß die braunen Wangen mit dem kleinen, weißlichen Fleck auf der linken Seite und der rote, feuchtſchimmernde Mund ihrem Antlitz etwas Verführeriſches, Verlockendes, Heißes verleihen, das ſo manches Mannes Blick zu feſſeln vermag . . . .

„— — — aber ſie floh die Liebe und verſenkte ſich allein in die Anbetung des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes und aller der Seligen, die um den Thron der heiligen Dreieinig-

keit geſchart ſind. Nichts wollte ſie, denn dem Herren dienen und ihre Pflicht tun auf Erden, auf daß ſie einſt eingehen könne in das himmliſche Reich.

„Und es war ein großes Werben um ſie, als welches ſie tief betrübte, und nichts wünſchte ſie ſehnlicher, als häßlich zu ſein und unanſehnlich, damit keines Mannes Blick begehrlich ſie ſuchte . . .“

Und Pepi ſchauerte zuſammen. Denn ihre Seele kämpfte gegen ein heißes Sehnen. War es denn ſo ſchlimm, begehrt zu ſein? ſo verwerflich, geliebt zu werden? Mußte es nicht köſtlich ſein, in einem ſtarken Arm zu verſinken. Sie hob ihre Blicke gegen den blauen Himmel, an dem roſenrote Wölkchen weſtwärts zogen. Und ihr war, als ob der Himmel ſich öffnete und Gluten über die Erde ſchleuderte, die alles zu verſengen drohten. Und immer neue Flammen züngelten hernieder wie von einem Sturmwind getrieben, und Rauch ſtieg auf und umrollte die Welten; da ſchloß ſie für eine Minute die Augen. Als ſie ſie aber wieder öffnete, waren ſie auf die Straße hinabgerichtet und ſuchten . . . ſie ſchrak zuſammen und nahm die Arbeit wieder vor.

Draußen läutete eine tiefe Glocke mit langſamen Schlägen. Ein Wagen polterte dumpf dröhnend über das ſchlechte Pflaſter. Im Zimmer aber

ſtieg der Geruch von friſcher Leinwand auf, die in den Fingern der haſtig Arbeitenden leiſe raſchelte. Und dazwiſchen hinein klang die blecherne Stimme der Vorleſerin . . .

„— — — und es geſchah um dieſe Zeit, daß des Bauern Sohn ſeine begehrlichen Augen auf die fromme Kummernus geworfen hatte, da ſie doch ihrem himmliſchen Bräutigam allein in ſteter Treue zu dienen befliſſen war. Und er ſtellte ihr nach mit ſchmeichelnden Worten und liſtigen Reden und bedrängte ſie, ihm zu willfahren. Sie aber floh vor ihm, durch das Haus und über friſch gepflügte Felder, in deren weichen Boden ihr Fuß zu verſinken drohte, ſie floh wie ein gehetztes Wild über die ſteinige Straße und erreichte keuchend und mit verſagender Kraft die kleine Kirche, vor deren Altar ſie ſich niederwarf.

„Der Verfolger aber hinter ihr. Und als er in die Kirche ſtürmte, um mit roher Hand ſein Opfer von den heiligen Stufen in ſeine Lüſte zu zerren, da betete ſie zur gebenedeiten Mutter Gottes ein letztes Stoßgebet, und ſie betete, die Helferin und Beſchützerin der Jungfrauen möge ihre Schönheit von ihr nehmen, auf daß ſie rein bleibe und unangetaſtet.

„Und ſiehe da: als der Verfolger ſie jubelnd in

die Höhe riß, da war ihr ein langer Bart gewachſen, und jener wandte ſich mit Abſcheu und . . . .“

Pepi aber hörte nicht mehr zu. Ihre Gedanken weilten bei lang vergangenen Dingen, und eine Trauer ſtieg in ihr auf, wie ſie ſie nie gefühlt zu haben meinte. Ach, wie war alles ſo ſchwer und trübe! Sie dachte an den Vater, der ſo lange ſchon tot war, daß ſie ſich kaum mehr ſeiner Geſichtszüge zu erinnern vermochte. Das war ein guter Mann geweſen, und wenn die Nachbarn von ihm ſprachen, lobten ſie ihn mit vielen Worten. Aber die Mutter ſprach nie von ihm; es war, als ob das Leben mit ſeiner Not und Plage alles in ihr ertötet hatte, was mit Luſt und Güte zuſammenhing; mit zuſammengekniffenen Lippen arbeitete ſie, und wenn ſie den Mund einmal öffnete, dann war es, um zu ſchelten, um zur Arbeit zu drängen und um zu klagen, daß die Menſchen ſchlecht und die Kinder faul und undankbar und das Leben hart und voller Entbehrungen ſei.

Und Pepi trauerte darüber, daß ihr Heim ein kümmerliches Stübchen war ohne Schmuck und Behaglichkeit. Am frühen Morgen ſchon mußte ſie heraus, wenn ſie ſo gern noch geſchlafen hätte; zum Kaffee gab es altes Brot; und dann mußte ſie in ihre dürftigen Kleider und in die harte Fron

zur Nähkathl. Und immer nur Linnen in den Händen, den ganzen Tag nichts als Linnen und Zwirn, und das Knistern der harten Leinwand, das Surren der Nähmaschinen, ein hastiger Blick auf die Straße hinab, der Zank mit verbitterten Mädchen, das Schelten der Kathl, und wenn es hoch kam, eine Heiligenlegende, vorgelesen von einer häßlichen, meckernden Stimme ... das war ihr Tagwerk. Und Tränen kamen ihr in die Augen. Langsam flossen sie über die Wangen hinab; sie spürte den salzigen Geschmack im Munde und vermochte sie doch nicht fortzuwischen; denn man sollte nicht sehen, daß sie weinte. So senkte sie nur den Kopf, daß die Tränen nunmehr langsam auf ihre Arbeit tropften, eine nach der andern, schwere, bittre Tränen.

... Es wurde langsam dunkler. Die Sonne mochte schon untergegangen sein; denn der Himmel war verblaßt, und die kleinen Wölkchen, die immer noch im gleichen Zuge schnell nach Westen flogen, hatten ihre rosarote Färbung gegen ein bleiches Weiß ausgetauscht. Das Kreuz auf der Lichthaube des Pergeltschen Hauses lag im Schatten. Da schlug endlich die Stunde der Befreiung, die kleine Uhr zwischen den Fenstern verkündete Feierabend, und kaum war der letzte Schlag verhallt, so griffen die

Mädchen ſchon nach ihren Sachen. Sie waren ja ſo froh, daß ſie nach Hauſe konnten.

Ein fröhliches Summen erfüllte die Stube. Vor einem kleinen Spiegel im Nebenzimmer, in dem die Kundinnen abgefertigt wurden, drängten ſich die erhitzten Geſichter. Jede mußte ſehen, ob der Hut richtig ſaß und ob die Löckchen nicht aufgegangen waren. Dann ſchwirrte es über die Treppe und zur Haustür hinaus.

Pepi zu allererſt. Sie ſchaute nicht um ſich und lief mit klopfendem Herzen ſo ſchnell die abendlich leere Straße hinab, daß ſie bald einen Vorſprung vor den andern gewann. Sie wollte allein ſein. Eine ſolche Bitterkeit erfüllte ſie, daß ſie es nicht fertig gebracht hätte, zu ſprechen. Aber bei der Mädchenſchule wurde ſie durch die Feuerwehr aufgehalten, die ihre Spritzen und Leitern aus dem Schuppen zog.

Pepi verging vor Ungeduld. Natürlich — immer mußte etwas quer gehen. Nun konnte ſie wieder warten, wer weiß, wie lange. Daß die Leute immer die Straße ſperren mußten, grad wenn man weiter wollte . . .

„Nein, haſt du's aber eilig," ſagte auf einmal jemand hinter ihr. Sie drehte ſich erſchrocken um.

„Ach, du biſt's, Elſe . . ."

„Warum läufst du denn so?“

„Warum ich laufe? . . . o nichts . . . es ist schon spät; ich habe Hunger . . .“

„Ich hab' hinter dir drein gerufen . . . aber du hörst nichts und läufst, als ob es um wer weiß was ginge.“

„Ach nein . .“

„Hast du gesehen: Die Ida wurde wieder von dem jungen Menschen abgeholt . . . weißt du, dem mit dem grünen Hut . . .“

„So, so . . .“

„Sie ist verrückt, daß sie mit so einem geht. Heiraten wird er sie doch nicht. Das kennt man schon. Am letzten Sonntag waren sie in Ried zusammen . . . nein, schau nur! Das ist die neue Leiter, die geht bis zum höchsten Dach. Mein Bruder sagt, daß sie über tausend Gulden kostet . . .“

Ein Feuerwehrmann grüßte die Mädchen und machte einen andern auf sie aufmerksam.

„Das ist Franz,“ sagte Else Werner, „wenn er von der Übung nach Hause kommt, ist er immer ganz hin. Das strengt furchtbar an.“

Pepi hob den Kopf und sah sich vorsichtig um. Auf einmal entdeckte sie in unmittelbarer Nähe zwei große Augen, die sie unablässig anstarrten. Else folgte ihrem Blick und kicherte:

„Da ist er wieder.“

Pepi antwortete ihr nicht. Aber sie wandte sich ab und tat, als ob sie nichts gehört hätte.

Der Zug der Feuerwehrleute setzte sich jetzt in Bewegung. Alles hatte sich geordnet. Ein paar Kommandos erfolgten, dann begannen Spritzen und Leitern über das Pflaster zu rollen. Die Zuschauer stoben beiseite, öffneten eine breite Gasse, und als der letzte Wagen vorüber war, drängte alles ungestüm nach. Die beiden Mädchen wurden gegen eine plumpe Annoncensäule geschoben und mußten warten, bis die Massen sich verlaufen hatten.

Auf einmal stand Pernwerth da, wie aus dem Boden gewachsen; die großen, dunklen Augen blitzten unternehmend; er zögerte einen Moment, als ob er überlegte, dann griff er nach seinem Hut und grüßte mit ausgesuchter Höflichkeit.

Pepi war es, als müßte sie augenblicklich versinken. Sie fühlte, daß sie fliehen mußte, um nicht in Tränen auszubrechen. Aber dennoch konnte sie den Blick nicht von ihm wenden. Sie sah, wie seine Augen einen seltsamen zärtlichen Ausdruck annahmen, der sie zittern machte, und als er nun langsam auf sie zukam, um sie anzusprechen, griff sie nach Elses Arm und zog sie so hastig weiter, daß sie ihr kaum zu folgen vermochte.

Ganze Schwärme von Tauben flogen vor den Mädchen auf und hüllten sie in eine Wolke von Staub.

Erst unter den Lauben kam Else wieder zur Besinnung.

„Ich kann nicht mehr," keuchte sie ganz außer Atem. „Was läufst du denn so entsetzlich? Jesus, Maria und Joseph — es hat dir doch keiner was getan."

„Ich bin so erschrocken."

„Was muß denn der Mensch von uns denken?"

„Ich muß nach Hause."

„Ach, du bist ja verrückt . . . Ich hätte ihn schon abgefertigt . . . aber jetzt wird er uns natürlich bloß auslachen . . ."

„Wenn er uns nur nicht nachkommt. Ich bitt' dich, schau dich mal um. Ich wag's gar nicht."

Else willfahrte ihr.

„Nein, nein; uns nachzulaufen fällt ihm nicht ein. Beruhige dich!"

„Er wollte uns ansprechen."

„Na ja, was ist denn dabei? . . ."

Pepi richtete sich hoch auf und sah Else mit weit geöffneten Augen an.

„Was dabei ist? Nichts . . . Aber ich will nicht . . ."

„Du bist verrückt.“

„Das ist meine Sache . . . und ich sag dir's noch einmal, und allen andern . . . Du kannst es ihnen ausrichten: ich will nicht und man soll mich in Ruh lassen . . . so . . . und jetzt geh ich nach Hause . . .“

Und bevor die andere noch antworten konnte, war sie schon auf und davon, und lief mehr als sie ging, die Lauben hinunter und verschwand in der Seitengasse, die nach ihrer Wohnung führte.

II.

Pepi war vierundzwanzig Jahre alt geworden und hatte noch nie in ihrem Leben einen Mann geliebt. Aber sie hatte auch noch keinen gehaßt. Sie war mit bescheiden gesenkten Augen ihren mühseligen Weg gegangen, hatte nicht links noch rechts gesehen und niemals daran gezweifelt, daß nur die Schönen und Reichen, die Prunkvollen und Lauten einen Anspruch auf die Blüten und Früchte des Lebens erheben dürften. Für jene war aller Duft und aller Glanz, die Rosen des Frühlings und die schweren Trauben des Herbstes, goldene Reife und

Brokatgewänder, für sie selber nur ein dunkler A
zwischen Dornenhecken und kein Ziel als ein n
liges, in dunstiger Ferne und im Staub der Str
verschwimmendes Grau. Und hinter ihr die Peits
der Notwendigkeit und die Geißel der harten, kal
Pflicht.

Aber nun war ein Frühjahrsbrausen gekomm
und hatte die eisige Kruste zum Schmelzen
bracht, die auf ihrer Seele lag. Sie war erwa
erhob zum ersten Mal in ihrem Leben die scheu
Augen vom staubigen Pflaster der Lebensstra
zum blauen Himmel, stand still und schaute
sich. Und da erkannte sie, daß Blüte und Fru
für jeden reifen mag, der die Kraft und den Will
hat, danach zu greifen, daß die Notwendigkeit ni
muß und die Pflicht nicht soll . . . Der Sta
springt über die Dornenhecken und bricht in blühen
Gärten ein. Der Starke holt sich funkelnde Krone
Der Starke fällt der Notwendigkeit in den Ar
entwindet ihr lachend die Peitsche und schlägt
an ihren knochigen Gliedern in Stücke. Und v
seinem Wege heben sich die Nebelschleier und weiche
Blau ist sein Himmel und golden seine Sonne.

Und sie faßte sich mit beiden Händen an d
heiße Stirn und fragte sich: „Bist du so stark, w
man sein muß, wenn man also leben will?" . .

Aber es kam keine Antwort. Alles blieb ſtill. Sie hielt den Atem an und lauſchte ängſtlich in ſich hinein, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Nacht um Nacht . . .

Ach, die ſchwere Laſt der Frage, die ohne Antwort bleibt! Ach, das tiefe Grauen des heiſchenden Rufes, der ohne Widerhall im Dunkel verklingt!

Und dennoch war in Pepis Seele ein unbeſtimmtes Regen, ein ſeltſames Gefühl von heißer Luſt. Und manchmal ſtieg ein Weinen in ihr auf, ſchmerzlich und ſüß, und um die roten Lippen huſchte ein Lächeln, verklärte die dunklen Augen und ſchwand wie ein Hauch . . .

Das war in dieſen Tagen, daß ſie heimlich, wenn die Zimmerherren nicht zu Hauſe waren, in deren Stuben ſchlüpfte, da die Fenſter hier nach weiten, ſchattigen Gärten hinausgingen, daß ſie tauſend Dinge in die Hand nahm und achtlos wieder verwarf, daß ſie ihr eigenes, mit der Mutter geteiltes Stübchen zu haſſen begann. Denn von ſeinem Fenſter ſah man in eine enge, verlaſſene Gaſſe hinein, auf große alte, verſchloſſene Tore, auf vergitterte Scheiben. Und niemand ſchritt über das ausgetretene Pflaſter als ſchmutzige Weiber und alte Männer mit qualmenden Pfeifen und

Gassenbuben, die sich um Knöpfe und bunte Marmelsteine stritten.

Es ging schon in den Sommer hinein. Und in der engen Straße herrschte dumpfe Schwüle und ein Geruch nach Staub und selten gekehrten Gossen. Wohin sollte sie da wohl mit ihrer Sehnsucht flüchten? Die Mutter hätte sie ja doch nicht begriffen, und bei der Nähkathl gab es nichts als frische Leinwand, die häßlich in den Händen raschelte, müßigen Stadtklatsch, Schelten und verstaubte Heiligenlegenden. Da gab es nichts Besseres, als zu schweigen und seine Sehnsucht tief im Herzen zu vergraben . . .

Es wurde heiß, und Gewitter kamen von den Bergen. Die Mutter pflegte ihr Lager jetzt in der Küche aufzuschlagen, deren Steinboden Kühlung gab. Pepi erschien dies nächtliche Alleinsein in ihrer Stube als ein köstliches Glück. Die Uhr über dem Bett tickte friedlich, von den fernen Straßen herauf kamen seltsame, traumverlorene Geräusche, auf dem Dach des alten Obstmagazins am Ende der Gasse drehte sich die Windfahne wie im Schlafe, hin und her, hin und her, leise knarrend und klingend. Manchmal war es, als ob ein Regenschauer über kupferne Dächer strich. Und die Gedanken kamen und gingen, kehrten im gleichen Kreislauf zu-

rück, wurden heißer und sehnender, eine köstliche Müdigkeit löste die Glieder, und dann kam der Schlaf . . .

In der Nacht vor Peter und Paul hatte sie einen langen, schönen Traum. Sie schritt zwischen Blütenbäumen zu einem grünen, lustig plätschernden Flusse hinab. Und wie sie am Ufer stand und in das Wogen und Brausen starrte, rief eine helle Stimme ihren Namen. Sie blickte um sich. Aber nichts war zu sehen als Blütenbäume und Wasserstürzen. Und wieder rief es, lockend und stürmisch. Vom jenseitigen Ufer mußte es kommen, und es war so laut und gebieterisch, so wohlklingend und von so heißem Begehren durchbebt, daß sie sich mit einem Jubelruf in die Fluten stürzte, um dahin zu dringen, wo sie gerufen wurde. Das Wasser ging ihr bis an die Hüften, umbrandete sie duftend und trieb sie gleichsam vorwärts. Goldene Fische sprangen vor ihr in die Höhe und sanken in die Wogen zurück, bunte, schillernde Tropfen überrieselten sie und zergingen mit stillem Wohlgeruch, und die Stimme rief, immer näher und näher. Und plötzlich war sie nackt und ruderte mit bloßen Armen durch das blaue Meer. Und die Stimme rief und rief. Und wie der Grund des Flusses sich hob, daß sie nur mehr bis zu den Knieen durch

grüne, durchsichtige Wellen schritt, teilten sich am nahen Ufer die Büsche. Zwei Arme streckten sich nach ihr aus, sie taumelte vorwärts, die bloßen Füße glitten über den weißen Sand des Ufers, sie griff mit den Händen um sich, und ein warmer Mund preßte sich sehnend auf ihre Lippen ....

Da fuhr sie erwachend auf. Der Mond schien hell ins Stübchen und zeichnete das Fenster auf dem weißen Fußboden ab. Und ihr war, als ob die Stimme immer noch rief und lockte. Sie schloß die Augen, um weiter zu träumen, um wieder zu *sehen*, um das kosende Wasser zu fühlen und den Druck der starken Arme, die sie soeben umschlossen. Und ein Taumel des Glücks und sehnsüchtigen Verlangens war in ihr wie noch nie zuvor.

Aber wie der Traum nun langsam wich und in jene Ferne verschwand, die alle Träume so schön und duftig verklärt, die ausgeträumt sind, und wie nun wieder das rauhe Sein und die öde, nüchterne Wirklichkeit über sie hereinbrach, erschrak sie vor sich selber und fürchtete sich. Der Mutter ruhiges Atmen in der Küche erfüllte sie mit einem Gefühle bodenlosen Entsetzens. Das grelle Mondlicht auf den blankgescheuerten Dielen des Stübchens erschreckte sie. Sie richtete sich auf, schlug die Hände vor das Antlitz und stammelte einen Namen, leise, ganz

leiſe, daß es wie ein Hauchen durch den Raum klang. Und ſie meinte, ſie müßte ſterben vor Weh und Sehnſucht, vor Grauen und heißem Begehren. Und ihr wurde ſo warm, daß ſie das Bett nicht mehr ertragen konnte. Da ſchlüpfte ſie leiſe aus den Decken heraus und kauerte ſich ins Mondlicht, ſtarrte durch das Fenſter an den Streifen des blauen Himmels hinauf, der zwiſchen den hohen Dächern nach rechts und links ſich weit hinaus erſtreckte, und in den Mond mit ſeinem höhniſch grinſenden Antlitz. Ihre Gedanken aber ſpannen ſich an den Traum an und gingen zurück und blieben haften bei dem, was ſie heute erlebt. O, es war nichts geweſen, nichts und dennoch: für ſie war es eine ganze Welt.

Pernwerth hatte wieder gewartet, nach vielen Tagen wieder zum erſten Mal. Er hatte unten an der Ecke gewartet, und ſie war, als ſie ihn erſpäht hatte, davongelaufen wie ein gehetztes Wild vor einer Meute.

Aber ſie hatte wohl geſehen, daß er ihr folgte; und da wurde ſie ſo müde, daß ſie langſamer gehen mußte, immer langſamer. Und ſchließlich hätte ſie wohl ſtehen bleiben und ſich ausruhen müſſen, wenn nicht etwas in ihr geweſen wäre, was ſie vorwärtsſtieß, ihrem eigenen Wollen zum Trotz. So hatte

ſie ſchließlich ihr Haus erreicht. Und als ſie vor dem Tor ſich noch einmal umblickte, ſah ſie ihn ein paar Häuſer weiter unten vor einem Schuſterlädchen beſcheiden ſtehen bleiben. Dann war ſie die Treppe hinaufgeſtürmt.

Warum fiel ihr alles das jetzt ein? Mitten in der Nacht? Und was hatte ſie geträumt? Ihr war, als ob dies alles irgendwie zuſammenhinge, als ob ſie nie in ihrem Leben ſo viel Schweres und Seltſames noch durchgemacht hätte als in dieſen Wochen.

Und als ſie nun wieder leiſe, um die Mutter nicht zu wecken, in ihr Bett geſtiegen war, lag ſie noch lange wach und ſah immer dieſe beiden Augen vor ſich, die mit ihrem heiſchenden, zärtlichen Ausdruck ſie immer und überallhin zu verfolgen wußten.

Und das Mondlicht auf den Dielen glitt langſam durch die Stube, das hellerleuchtete Viereck verſchob ſich, wurde immer ſchräger, verengte ſich zu einem langen, ſchmalen Streifen und verſchwand. Und durch das Dunkel, das nun den ganzen Raum verſchlang, tickte leiſe die Uhr. Zwei weitgeöffnete Mädchenaugen aber ſuchten die Nacht zu durchdringen . . .

Wenige Tage darauf aber geſchah dieſes: Sie kam wie gewöhnlich mit ſchnellem Schritt von der

Nähkathi und ging durch eine menschenleere Straße, als plötzlich Pernwerth aus einem Hause trat und artig grüßend den Hut abnahm. Er blieb stehen und sagte mit unbefangenem Lächeln:

„Guten Abend, Fräulein Pepi."

Sie erschrak und sah ihn mit weitgeöffneten Augen an. So plötzlich sah sie sich ihm gegenübergestellt, daß sie keine Zeit hatte sich zu sammeln und nun seine Anrede wie etwas Natürliches, Unausweichliches hinnehmen mußte. Sie sagte etwas Verwirrtes, erbleichte dann plötzlich und wollte weiter. Aber er war schon an ihrer Seite und schritt neben ihr her, als ob sich das von selbst verstünde.

„Warum laufen Sie denn immer vor mir davon, Fräulein Pepi?" meinte er dann harmlos und sah ihr lächelnd ins Gesicht.

„Ich davonlaufen? Wieso? Ich weiß gar nicht . .!"

„Reden Sie sich nicht heraus. Ich hab' doch Augen, um zu sehen . . ."

„Bitte, lassen Sie mich! Ich muß nach Hause . . . Die Mutter wartet . . . mein Gott, wenn jemand das sieht . . ."

„Was denn? Was soll jemand sehen? Daß ich Sie begleite? . . . Ja, sind wir denn nicht alte Bekannte? Wir haben doch früher oft genug mit-

einander gesprochen. Wissen Sie, als Ihr Vater noch lebte. Damals waren wir Nachbarn. Ja, das waren noch gute Zeiten. Sie waren ein kleines Mädel mit zwei dicken Zöpfen über den Rücken herunter, und ich, ich war noch ein ganz junger Mensch . . . Herrgott, konnten Sie damals singen! Sie sangen den ganzen Tag . . ."

Sie hörte ihm verwirrt zu. Während er sprach, immer weiter, als ob er schon lange darauf gewartet hätte, mit ihr von alten, vergangenen Zeiten zu reden und gemeinsame Erinnerungen aufzufrischen, ging sie zögernd vorwärts und ließ sich in eine sanfte ruhige Stimmung einlullen, die ihr das heutige Erlebnis als etwas ganz Natürliches, Harmloses erscheinen ließ, und schließlich begann sie selber von Zeit zu Zeit ein Wort in die Unterhaltung einzuflechten.

„Wissen Sie noch," sagte er fröhlich und sah sie an wie ein guter Kamerad, „wie Sie zehn Jahre alt waren und ich sechzehn, da fanden wir einmal den Brunner, den alten Saufaus, schlafend in unserm Hausgang liegen. Er war ganz betrunken und sah verwahrlost aus wie ein Landstreicher. Da setzten Sie ihm eine Papiermütze auf und ich . . ."

„Ja, jetzt weiß ich's, Sie beschmierten ihm das Gesicht mit einem berußten Korken."

„Freilich! Und Sie wurden böse darüber und schalten mich ... Hahaha! Aber jetzt tu ich so was nicht mehr. Sie sind immer so fleißig und gönnen sich gar keine Ruhe. Ist denn das überhaupt ein Leben, das Sie führen, bei der Kathi und mit den albernen Mädels . .?"

Sie wurde ernst und einsilbig. Plötzlich wußte sie wieder, daß sie unrecht tat, sich in eine Unterhaltung einzulassen. Sie hielt den Blick zu Boden gesenkt und verstummte ganz. Da merkte er, daß er eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, und nahm bald unter einem Vorwand Abschied.

Pepi aber lief, mit Tränen kämpfend, nach Hause.

Sie schlief sehr schlecht in dieser Nacht. Sie machte sich Vorwürfe darüber, daß sie Pernwerth so unartig behandelt hatte. Auf einmal erschien ihr seine Annäherung in einem ganz anderen Lichte. Was war es denn auch? Er hat einfach als ein alter Bekannter und langjähriger Nachbar wieder einmal mit ihr gesprochen. Reine Höflichkeit! Nichts weiter! Und *sie* hatte wer weiß was dahinter gesucht. Was mußte er nur von ihr denken, daß sie sich so kindisch davor gescheut hatte, mit ihm zusammen gesehen zu werden! Als ob nicht jeder Mensch das nur ganz natürlich finden würde! Sie

nahm ſich nun auch feſt vor, die ganze Begegnung der Mutter zu erzählen. Es war kein Grund da, ein Geheimnis daraus zu machen. Ja, es war nichts als ein ganz zufälliges Zuſammentreffen zweier Nachbarsleute, die lange nichts miteinander geſprochen haben und nun gelegentlich wieder ein Stück Wegs miteinander gegangen ſind. Alles ganz zufällig ... ganz zufällig ... Daß er ſo oft an der Ecke ſtand, mochte einen ganz andern Grund haben. Auf ſie wartete er nicht, ganz gewiß nicht.

Ach Gott, wer wartete denn auf ſie? Niemand, niemand! Sie war ſo ganz allein und verlaſſen und hatte doch ſolche Sehnſucht. Es war doch wohl ſchön, geliebt zu ſein! Und ſie ſchloß die Augen und dachte an einen lauen Herbſtabend, an dem ſie erſt ſehr ſpät von der Kathl nach Hauſe zurückgekehrt war, weil ſie noch eine dringende Arbeit hatte erledigen müſſen. Sie war damals ganz allein durch die leeren Gaſſen gegangen, und als ſie am Ringelſchen Hauſe vorüberkam, hatte ſie unter dem tiefen Torbogen zwei Menſchen in inniger Umarmung verſunken geſehen. Und das Mondlicht fiel auf das blaſſe Geſicht des Mädchens, das den Geliebten mit ſo verzückten Augen angeblickt hatte, daß Pepi kaum weiterzugehen vermochte.

Und dann dachte ſie, daß unten durch das Gäßchen vor ihren Fenſtern in mancher Nacht die Pärchen ſchleichen, die Mädels aus der Konſervenfabrik mit ihren Burſchen.

Sie wollte aufſtehen, um nachzuſchauen. Aber dann überfiel ſie eine Angſt, die ſie zitternd im Bett zurückhielt, und ſie mußte weinen, und wußte nicht warum. . . . .

Aber der Mutter ſagte ſie am nächſten Morgen doch nichts von ihrer Begegnung. Ein paar Mal war es ihr, als ob ſie nun den Mund aufmachen und erzählen müßte; aber immer hielt ſie im letzten Augenblick eine merkwürdige Scheu zurück. Und dann mußte ſie an die Arbeit. . . . .

In dieſen Tagen konnte ſie den Feierabend kaum erwarten. Dann machte ſie ſich unter irgend einem Vorwand von den Mädchen los und ging auf Umwegen langſam und unſchlüſſig nach Hauſe. Ihr war, als müßte ihr irgend etwas Gutes widerfahren. Und dann war es am Abend ſo ſchön auf den Straßen und Plätzen. Die fremden Touriſten und von den Einheimiſchen alle die, die der heiße Sommer nicht in die Berge verjagt hatte, gingen ſpazieren. Der Himmel war ſo blau und durchſichtig wie ein Bergſee. Die Roſen dufteten in den Gärten und Anlagen. Und Schwalben

ſchoſſen ſchreiend in großen Zügen durch die laue Luft. Ach Gott! Zu Hauſe verſäumte ſie gewiß nichts. In den Stuben war es ſchwül und dunſtig. Aus dem Gäßchen herauf kamen ſommerliche Gerüche von den Magazinen und Schuſterwerkſtätten. Und die Mutter, die jetzt viel im Stadtpark ſaß, kehrte ja auch immer erſt ſpät zurück.

Aber jeden Abend brachte das Mädchen müde Glieder und ein ſeltſames Gefühl der Enttäuſchung nach Hauſe, über das ſie ſich nicht klar wurde, weil ihr ja auch der Grund ihres heimlichen Sehnens verborgen blieb.

Und dann ſetzte ſie ſich in ihr Stübchen und arbeitete an dem geblümten Kattunkleid, das zum Sonntag fertig ſein ſollte. Auf einmal war ihr zum Bewußtſein gekommen, daß ſie häßlich angezogen war und daß ihre Sachen alle alt und ſchäbig ausſahen. Da war ſie über ihre Sparkaſſe gegangen und hatte ſorgenvoll und geizig gerechnet und gerechnet, ob ſie es wohl wagen dürfte. Wenn ſie auf ein Paar neue Stiefel verzichtete, die ſie zuerſt hatte kaufen wollen, kam ſie mit dem Gelde aus. Sie fragte die Mutter und bewies ihr mit einer ihr ſonſt ganz fremden Hartnäckigkeit, daß ſie das neue Kleid haben mußte. Die Mutter wollte nichts davon wiſſen und ſchalt auf die Hof-

fährtigkeit der heutigen Jugend. Aber schließlich gab sie nach.

„Meinetwegen! Mach', was du willst! Du kannst dir ja Seide kaufen! Und einen Hut mit Federn! Dumme Gans! Aber laß mich ungeschoren, und wenn du dann zum Winter nichts hast, magst du sehen, wie du wieder zu Geld kommst. Von mir hast du nichts zu erwarten . . ."

Ach, wie das schmerzte, diese widerwillige Erlaubnis! Nie ein gutes Wort! Niemals ein Eingehen auf ihre Wünsche! Alles, auch das, was ihr zukam, teilte man ihr zu wie einen abgenagten Knochen, den man mit einem Fußtritt seinem Hunde hinwirft.

Aber als sie nun in die Läden ging, um für das Kleid einzukaufen, erfüllte sie eine frohe Lust.

Sie kaufte einen leichten, hellen Stoff mit roten Blumen und Seidenband und setzte sich dann zu Hause hin. Wie das von der Hand ging! Und während sie mit geschickten Fingern einen Schnitt an den andern fügte und auf der kleinen Handmaschine der Mutter die langen Säume nähte, daß es im Stübchen nur so von den Wänden hallte, ertappte sie sich auf einmal dabei, wie sie mit verhaltener Stimme alte Lieder sang:

„Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich gehe traurig meine Straßen . . ."

Nein, das war zu traurig. Sie konnte ebenſogut etwas anderes ſingen, etwas, was ſich beſſer anhörte. Und da fiel ihr ein luſtiges Lied ein, das der Onkel Anton zu ſingen pflegte, wenn er gut aufgelegt war. Das ging ſo:

„Es wollt' ein Schneider reiſen
Wohl in die weite Welt.
Sein blankes Bügeleiſen
Wog ſchwerer als ſein Geld.
O weh, Schneider!
Den Rücken wollt's ihm brechen,
Der Schweiß in Strömen floß.
Drum tät er es verzechen
Im Schank zum Weißen Roß.
O weh, Schneider!"

Und als er nun wieder weiter wandern wollte, da war er ſo leicht geworden, ſo leicht, daß der Wind ihn aufnahm und in die Luft fegte, wo er wohl heut' noch fliegen wird. O weh, Schneider!...

Und ſie lachte über den Schneider und über das neue Kleid, das ſie oben am Hals ganz wenig ausſchneiden wollte, und über den ſchönen Sommer und über ſich ſelber ....

Gott ja, warum ſollte ſie nicht auch einmal lachen dürfen? —

Am Sonnabend gab es ein ſtarkes Gewitter, das die Luft rein fegte und den Staub der Stra-

ßen löschte. In der Nacht blitzte es noch zeitweilig im Westen, und ferne Donner erreichten durch die Stille der schlafenden Stadt hindurch das Ohr der aufgeregten Pepi. Sie fürchtete schon, daß das Wetter wieder schlecht werden könnte. Aber am Morgen strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab, und ein leiser Ostwind erfüllte die Luft mit linder Kühlung.

Um ein Uhr kam Onkel Anton. Das war ein kleiner, buckliger Mann mit breitem Mund und starken, weißen Zähnen, die er immer zu zeigen pflegte, weil er immer lachte. Er war blond, von einem hellen, etwas staubigen Blond, und hatte schöne graue Augen mit merkwürdig starken Brauen darüber, die er so verwundert hochzuziehen vermochte, daß man über ihn lachen mußte. Und wenn er dann selber mitlachte, gab es an den äußeren Augenwinkeln eine Unzahl kleiner Fältchen, die sehr vergnüglich aussahen. Onkel Anton trug ein kleines, grünes Hütchen, auf dem eine blauweiße Elsterfeder steckte. Nicht daß ihm sein Hütchen gerade sonderlich gestanden hätte! Aber er behauptete, das müsse so sein, ein anständiger Mensch in Tirol müsse auch einen Tirolerhut haben.

Onkel Anton war ein Bruder von Pepis Mutter, Junggeselle und seines Zeichens ein Flickschneider.

Er ſtand ſich nicht ſchlecht und hatte immer noch etwas übrig für andere Leute. Jeden Sommer pflegte er Schweſter und Nichte ein paar Mal auszuführen. Und dabei pflegte es nobel herzugehen. Denn er ließ ſich nicht lumpen. — —

Als er eintrat, lachte er zuerſt, dann erklärte er, daß man nach dem Felſenkeller gehen würde, und zuletzt nahm er Pepi bei den Schultern, drehte ſie zweimal herum und behauptete, ſie ſei ſchön und nobel wie eine Prinzeſſin.

Pepi lachte, und in ihren Wangen ſtieg eine leiſe Röte auf; Frau Haußmann freilich brummte etwas von Hoffahrt.

Aber als man unten auf der Straße war und bald die Stadt verlaſſend in die Weinberge einbog, glätteten ſich auch ihre Mienen.

Die Luft war rein und friſch. In den Obſtbäumen lärmten die Spatzen. Die ſchwer belaſteten Zweige mit ihren Früchten, die ſich ſchon zu färben begannen, waren mit Pfählen geſtützt. In den langen Weinlauben, in deren grüne Tiefe man vom Weg weit hineinſehen konnte, hingen dicke Trauben herab. Am Boden unter ihnen herrſchte eine geheimnisvolle, grün ſchimmernde Helle, in die die Sonne nur drang, wenn ein ſtärkerer Windhauch einmal die langen Weinranken über den Lattenge-

rüſten für einen Augenblick gelüftet hatte. Neben dem Wege rauſchte ein ſchnelles Waſſer in tiefem Rinnſal. Die Sonne ſtand hoch über dem Kollererberge und warf auf alle Gänge ein helles, klares Licht. Überall kräftiges Grün. Nur über den Weinbergen lag ein matter, bläulicher Schimmer. Der kam vom Kupfervitriol, mit dem man die Reben reichlich beſprengt hatte zum Schutze gegen Ungeziefer und allerhand Schädlinge. Die Kalkgipfel im Oſten waren ganz vergoldet, und ihre weißen Schutthalden warfen ſo viel blendendes Licht zurück, daß man nicht hinſehen konnte, ohne die Augen zu ſchließen.

Zwiſchen dem Grün des Mittelgebirges aber blitzten hier und dort weiße Bauernhöfe und Kirchen auf, und die Blechſchnitzel, die man in den Weinpflanzungen aufgehangen hatte, um begehrliche Spatzen zu ſchrecken, glitzerten im leiſen Winde, daß es überall war wie Feuerwerk. Überall Licht und Sonne und warme Farben, Duft und Jubelſchrei der Vögel im blauen Äther. Und von der Stadt her kam tiefer, vielſtimmiger Glockenklang.

Ding-dang, ding-dang . . .

Und Pepi dachte: O, wie iſt es doch ſchön draußen im Grünen! Und keine Nähmaſchine rundum. Und in den Fingern keine raſchelnde Lein-

wand und keinen harten Faden. Und den Rücken konnte man frei und grade tragen. Und den Kopf brauchte man über keine Arbeit zu senken. Und keine Heiligenlegenden . . .

Ding-dang, ding-dang . . . Ach, könnte es doch immer so sein! Könnte man immer doch durch grüne Weinberge gehen, an einem rauschenden Wasser entlang! Aber nicht allein dürfte man sein!

Und sie schloß für einen Moment die Augen. Da war ihr, als ob eine feste, warme Hand die ihre umschlösse . . .

Ding-dang, ding-dang . . .

Aber wenn Menschen ihnen entgegenkamen, blickte sie forschend auf. Der, den sie suchte, war nicht darunter. Er war vielleicht verreist. Vielleicht aber ging auch er irgendwo spazieren, mit seiner Frau . . . nein, die war ja wohl in der Sommerfrische. Die reichen Leute brauchen ja nicht in der heißen Stadt zu bleiben . . . Oder er führte sonst jemand an der Hand durch grüne Weinberge . . . Es mußten ihn ja alle gern haben . . . Ach, er war so schön . . . und sie lächelte still vor sich hin . . .

Die Mutter sprach unterdessen mit ihrem Bruder allerhand Alltägliches. Wie konnte man nur bei solchem Wetter von Essen und Trinken reden,

von der Teuerung des Obstes und von den Fremden, die alles so kostspielig machten, weil sie jeden Preis willig zahlten! Und der Onkel lachte zwischendurch und ahmte einen Sachsen nach, der zu ihm gekommen war, um seine Touristenhose flicken zu lassen. So trug er seinen Schirm, und so tat er den Mund auf beim Reden. Pepi mußte unwillkürlich aufpassen und mitlachen.

„Gitsch," sagte schließlich der Onkel, „das wär' ein Mann für dich. Aber ich hab' noch einen in Petto." Und er kniff die Augen zusammen und machte ein höchst ernstes, geschäftsmäßiges Gesicht.

„Du mußt ihr nicht mit solchen Dingen den Kopf verdrehen," verwies ihm die Mutter seine Rede. „Für ein armes Mädel taugt es nicht, ans Heiraten zu denken."

„No, hat's dir vielleicht nicht getaugt, Lina?"

„Ja schon; der Meinige, Gott hab' ihn selig, ist so weit ein guter Mann gewesen. Aber wer weiß, ob ich's nicht leichter gehabt hätte, wenn ich ledig geblieben wäre? — Die Pepi hat ihr Auskommen bei der Kathl und ein ruhiges Leben. Mehr braucht's nicht."

Pepi senkte den Kopf und litt. Aber dann sagte sie leise und errötete über und über: „Ich heirat' nicht."

Onkel Anton pfiff durch die Zähne. „Ich weiß aber doch einen für dich."

„Ich bin schon zu alt zum Heiraten."

„Da bin ich schon viel älter als du," meinte der Onkel und rückte sich den Tirolerhut schief ins Gesicht, „aber deshalb komm' ich mir doch zum Heiraten noch viel zu jung vor, viel zu jung. Das nötige Alter werd' ich wohl nie erreichen, fürcht' ich. Vorläufig bin ich noch zu fesch. Nicht daß es an Mädeln fehlte, die mich haben möchten. Alle Köchinnen der Nachbarschaft sind verliebt in mich. Aber ich tu' ihnen nicht den Gefallen, extra nicht..."

„Nun hör' aber auf mit deinem Prahlen, Anton. Du wirst auch nie vernünftig werden."

„Wo soll denn die Vernunft herkommen, Lina? In unserer Familie ist alle Vernunft auf dich gefallen; für mich hat's nicht mehr gelangt. Juchu!"...

Dann redeten sie von anderen Dingen, und Pepi versank wieder in ihre Träumerei. —

Im Felsenkeller gab es Wein und ‚halbgeschlagene Butter' und Schwarzbrot, das verführerisch roch. Der kleine Garten zwischen dem Haus und dem Felsenhang, der mit niedrigem Eichengestrüpp und dicken Opuntien wild bewachsen war, hatte sich mit Menschen angefüllt; alles schwatzte und lachte, überall vergnügte Gesichter, und Onkel Anton grüßte

hier und dort Bekannte. Pepi saß still und hörte zu. Mit ihrem hellen, sommerlichen Kleide war sie anzusehen wie eine seltsame Blume, die eben erst aus ihrem Kelch erblüht ist und nun unter dem sengenden Hauch der Sonne schon wieder zu welken begonnen hat.

Ihr war so weh geworden; sie wußte nicht warum. Da saß man, und die Sonne leuchtete, und der Sommer war gekommen, und alles Glück war auf der Welt; nur für sie gab es keine Freude. Sie verstand nicht, warum die Menschen lachten, warum sie so einsam war, und die Glocken fern in der Stadt läuteten so wehmütig herüber, ach, so wehmütig, daß es wie ein tiefes, schweres Schluchzen war, das sich aus wunder Brust gerungen. Sie sehnte sich nach Hause, nach einem stillen Winkel, wo sie weinen konnte, nach einem Versinken in traumlosen Schlaf ... Wenn man doch tot wäre! ...

Auf dem Rückwege wurden sie alle recht müde. Nur der Onkel pfiff noch vergnügt, richtete sich auf, so gut er es mit seinem gekrümmten Rücken vermochte, und ging mit schief gerücktem Hut einher wie ein Dandy, den alle Mädchen lieben. Auf der Talferbrücke gab es ein großes Gedränge von heimkehrenden Ausflüglern mit verstaubten Schuhen und erhitzten Gesichtern und Blumen auf den Hüten.

Wen noch der Sommer nicht in die Höhen hinaufgetrieben hatte, der war heute ausgeschwärmt und kehrte nun mißmutig in die heißen Straßen zurück.

Am Obstplatz standen ein paar Herren in müßigem Gespräch beieinander. Pepi fühlte, wie sie rot wurde. Nur einen Augenblick hatte sie hingeschaut; dann schlug sie die Augen zu Boden. Sie sah nur undeutlich, wie der eine der Herren höflich grüßend den Hut vom Kopfe herunternahm; und dann waren sie schon vorbei, und die Mutter sagte gallig zu ihrem Bruder:

„So, jetzt hat sich der auch wieder mal darauf besonnen, daß er uns kennt."

„Ein schöner Mensch, der Pernwerth!"

„Ach was, der schlechte Kerl, der! Läßt die arme Frau verlassen zu Hause sitzen und läuft allen Schürzen nach. Ein Skandal ist's."

Pepi wachte plötzlich auf. Ihr war, als ob sie ihn verteidigen müßte. Sie atmete tief und sagte hastig mit überstürzten Worten:

„Bei der Kathl sagen sie, daß er nicht schuld dran ist. Die Frau soll an allem schuld sein. Immer unzufrieden und immer schlecht aufgelegt und geizig und . . ."

Aber die Mutter ließ sie nicht ausreden. „Was wissen die davon!" sagte sie ärgerlich. „Und du

merk' dir ein für allemal: von so einem Menschen, der ganz gewiß für den Teufel reif ist, ist alles Schlimme zu glauben. Ein Mensch, der nicht einmal in die Kirche geht und in die Osterbeichte, ist ein Lump durch und durch. Da gibt's nichts. Verstanden? Und jetzt untersteh dich, noch einmal von dem zu reden."

Anton schaute seine Schwester ganz erstaunt an. Er wollte sie eigentlich drauf aufmerksam machen, daß nicht Pepi, sondern sie selber von Pernwerth zu reden angefangen hatte. Aber dann gab er's lieber auf. Wenn sie sich einmal so ins Zeug legte, war doch nichts mit ihr anzufangen. Da machte er lieber ein ernstes Gesicht, so gut er's eben vermochte, und schwieg.

Pepi verschloß zu Hause das neue Kleid und saß dann still und einsilbig beim Strickstrumpf, bis Schlafenszeit war. —

III.

Bei der Kathl war in den Sommermonaten so wenig zu tun, daß die Mädchen schon um vier Uhr des Nachmittags gehen konnten. Das waren ihre Ferien.

Pepi benutzte sie mit der Mutter Erlaubnis zu einem Spaziergang. Sie vermied den Stadtpark, wo ihr stets zu viel Menschen waren, und suchte am liebsten die Weingüter jenseit der Bahn auf, gegen den Fluß zu, wo es Schatten gab. Man mußte sich eilen, wenn man noch etwas von diesen stillen, einsamen Gründen haben wollte. Denn sowie die Trauben zu reifen begannen, wurde die ganze Gegend für den Verkehr abgeschlossen, und der Saltner sorgte dann schon dafür, daß kein Unbefugter sich in den Weinbergen herumtrieb.

Pepi pflegte sich unter einen großen, schattigen Nußbaum zu setzen, der auf einer wallartigen Erhebung stand. Ein rauschendes Wasser floß vorbei.

Man übersah das ganze Talbecken mit der Stadt, auf deren Dächern das helle Licht des Sommertags wie Silber lag.

Der langgestreckte Bergzug dahinter verschwand in einem blauen, feinen Dunst, der erst des Abends wich, wenn die Sonne untergegangen war.

Vom Bahnhof her kam das Geräusch der Züge. Und wenn eine Lokomotive pfiff, dann gab es am Kollererberg ein helles Echo. Das Rauschen des Flusses war fern und wurde fast übertönt vom

Plätschern des reißenden Rinnsals zu Pepis Füßen und vom Surren und Summen der ungezählten Mücken und Bienen, die im Sonnenlicht spielten.

Hier war es heimlich, und hier fühlte Pepi sich geborgen.

Aber eines Nachmittags kam sie nicht allein an ihren Platz wie gewöhnlich; Pernwerth war in ihrer Begleitung.

Sie setzte sich still und wagte nicht aufzusehen; sie hatte Furcht. Wie das gekommen war, daß sie seine Begleitung angenommen hatte, begriff sie jetzt kaum. Sie hätte es eigentlich doch wohl nicht tun dürfen; aber er hatte so bescheiden gebeten, daß sie es nicht hätte abschlagen können, und wenn es zehnmal unrecht war.

Und schließlich: was war denn auch dabei?

Aber nun wagte sie kaum zu reden und ließ ihn erzählen. Und machte einen Kranz aus Vergißmeinnicht. Und er reichte ihr immer neue Blüten, die sie auf dem Herweg gesammelt hatten.

„Das wird schön," sagte er nach einer Weile. „Sie haben geschickte Finger, Fräulein Pepi."

„Sie sind so zerstochen vom Nähen," erwiderte sie beschämt. „Sie dürfen nicht darauf schauen, Herr Pernwerth."

„Ach Gott, wenn alle Mädchen solche Hände

hätten! Sie haben wahrhaftig keinen Grund, ſie zu verſtecken. Laſſen Sie mich mal ſehen!“

Er griff nach ihrer rechten Hand, die ſie ihm ängſtlich überließ.

„Sie werden lange leben,“ ſagte er nach einer Weile. „Ich verſteh' mich drauf. Sehen Sie: Das iſt die Lebenslinie; aber Reichtümer werden Sie kaum ſammeln . . . Bei mir iſt es umgekehrt. Schauen Sie her! Ich muß früh ſterben, aber ich hinterlaſſe einen Haufen Geld. Und meine Frau wird ſich einen großen Geldſchrank anſchaffen müſſen.“

Er lachte heiter und brach dann ab. Pepi ſchwieg und machte ſich mit ihren Blumen zu ſchaffen.

Pernwerth zündete ſich derweil eine Zigarre an und begann mächtig zu qualmen, um die Mücken zu vertreiben. Er ſaß keinen Augenblick ruhig und holte ein paar Mal tief Atem. Dann beugte er ſich vor und begann ganz unvermittelt:

„Was denken Sie eigentlich von mir? Glauben Sie auch, daß ich ſo ein Kerl bin, dem man aus dem Weg gehen muß? . . . O ja, ſchauen Sie nicht fort! Ich kenn' das ſchon; bei Ihnen in der Nähſtube werden gewiß Schauerdinge erzählt? Was?“

„O Herr Pernwerth . . . ganz gewiß nicht . . . was denken Sie wohl von uns?“

„Sie brauchen ſich nicht zu genieren . . . ich

bin abgehärtet. Gucken Sie mich mal an! . . . Nicht? Na, dann sagen Sie 's so, was man mir alles vorwirft. Wie kann ich mich bessern, wenn ich nicht weiß, was ich verbrochen habe?"

Aber sie schwieg hartnäckig und errötete ein über das andere Mal bis in den Nacken hinein.

Da lachte er hell auf, schlug die Hände zusammen, daß es schallte, und sagte gutmütig:

„Na, ich will Sie nicht quälen. Aber keine Antwort ist auch eine Antwort. Und ich kann mir's jetzt recht gut vorstellen, wie ich angeschrieben bin. Sie bereuen's jetzt gewiß, daß ich Sie habe begleiten dürfen?"

Aber da schaute sie ihm voll ins Gesicht. Ihr Herz schlug stürmisch, und eigentlich wollte sie aufstehen und sich von ihm verabschieden. Statt dessen legte sie jedoch nur die Blumen auf den Rain und strich die Falten aus ihrem Rock. Und dann sagte sie leise aber fest: „Nein . . . bereuen tu' ich nichts."

Da sah er sie mit glänzenden Augen an und faßte nach ihrer Hand, die sie ihm willenlos überlassen mußte, trotzdem in ihrem Innern eine Warnerstimme sich erhoben hatte: ‚Tu's nicht! Tu's nicht! Es ist unrecht, was ihr tut.'

„Sie haben so schöne Augen!" sagte er leise und drückte ihr die Hand.

Dann schwiegen sie eine Weile, daß man nichts mehr hörte als ihren leisen Atem, das Rauschen des Wassers und das gleichmäßige Summen der Mücken, die über dem Wege spielten.

Pepi war von einem Zauber umfangen. Sie war in ein frohes Wunderland entrückt, in dem es keinen Schmerz und keine Unlust mehr gab, in dem alles Sonnenschein und warmes, seliges Leben war. Warum an die Wirklichkeit denken, an das Gerede der Menschen, an die strenge Zucht der Mutter? An ein Erwachen im öden Grau des Alltagsdaseins? Konnte man nicht immer so über den Dingen schweben? Konnte man nicht — mußte man nicht lieben, was sich so offen und herzlich gab?

Ach, daß es doch immer Sommer bliebe! Immer ein sonniger Abend am Rain! Daß man sterben könnte, vergehen im Rauschen des Wassers!

Es war ihr wie damals nach jenem Traum, den sie auch hatte verlängern wollen und doch nicht hatte können. Hier wie dort würde ein Erwachen kommen und ein Erschrecken vor dem Gefühl der eigenen Ohnmacht.

Pernwerth betrachtete sie schweigend. Es war nicht seine Art, mit den Mädchen, die er küssen wollte, zu philosophieren und über sein Tun und

Lassen Rede zu stehen. Diese Kleine da hatte sich seinem Blick aufgedrängt; es war etwas an ihr, was ihn anzog; er wußte es selbst nicht, ob es die Augen waren oder dieser weißliche Fleck auf der Wange oder der ganze Ausdruck ihrer Züge. Er hatte ihr nachgestellt mit Freibeutergedanken; er kannte sich; er wußte, wie man die Mädchen berückt. Nun aber kam es ihm vor, als ob es doch etwas anderes sein müsse, er war fast gerührt von der Unschuld ihres Wesens; einen Augenblick lang stieg freilich der Gedanke in ihm auf: Du machst dich lächerlich mit deiner Sentimentalität — o, wie wirst du dich vor dir selber schämen! Aber gleich darauf verwarf er jeden Anlauf zur Selbstverspottung, gab sich dem Zauber des Augenblicks und dem nie gefühlten Reiz des Glaubens an menschliche Unschuld hin, und nahm sich vor, ihr Vertrauen nicht Lügen zu strafen.

„Sie sind wohl sehr fromm, Pepi?“ sagte er und ließ ihre Hand los.

„Ich weiß nicht . . . aber ich fürchte, noch viel zu wenig.“

„Warum denn?“

„Ich säß' sonst nicht hier mit Ihnen.“

„Soll das auch ein Unrecht sein?“

„Ja . . . meine Mutter weiß nichts davon.“

„Nun hören Sie aber ... wir sind doch Nachbarsleute . .!“

„Sie würde es nicht erlauben.“

„Na, da haben wir's ja.“ Er kratzte sich hinter dem rechten Ohr und versuchte unglücklich auszusehen. Aber dann wurde er gleich wieder ernst und sagte betroffen:

„Ihre Mutter kennt mich nicht. Die glaubt wahrscheinlich alles, was mißgünstige Leute über mich verbreiten. Aber wahrhaftig, es ist nicht so schlimm, und es täte mir leid, wenn ich Ihnen keine bessere Meinung von mir beibringen könnte. Sehen Sie, die Menschen nehmen oft für Schlechtigkeit, was nur Unglück ist. Man kann doch nicht hingehen und jedem einzelnen erklären, warum man so ist und nicht anders ... und schließlich wird einem dann alles egal, und man läßt's gehen, wie's eben geht ... Na, ich will nicht tun, als ob ich mich hier auf Kosten der anderen weiß waschen wollte. Ich hoffe, daß ich noch oft mit Ihnen zusammen sein werde ... Dann sollen Sie schon von selbst erkennen, wie ich bin. Und jetzt wollen wir von anderen Dingen reden. Nicht?“

„Es ist schon spät.“ Sie sagte es leise und mit einem Zittern in der Stimme, das ihn mit Mitleid erfüllte.

„Sie sind so ängstlich, Fräulein Pepi. Ich habe Sie doch nicht erschreckt?“

„Nein . . . gewiß nicht, ganz gewiß nicht . . . aber ich muß nach Hause.“

„Ganz wie Sie wollen; aber Sie kommen ein ander Mal wieder?“

„Gern.“

„Darf ich Sie begleiten?“

„Lieber nicht, Herr Pernwerth . . . ich . . . möchte . . . nicht, daß . . .“

„Nein, Sie haben recht. Ich sage Ihnen hier: Auf Wiedersehen!“

Sie war schon aufgestanden und reichte ihm zögernd die Hand, die er mit warmem Druck umschloß. Dann ging sie, ohne sich umzuschauen, schnell der Stadt zu. Er aber stand unter dem Nußbaum und sah ihr nach, bis sie zwischen den Weinlauben verschwunden war. Sie lief gehetzt am Bahnhof vorüber und durch die abendlichen Gassen. Allen Menschen, die ihr begegneten, sah sie ängstlich ins Gesicht, weil sie meinte, daß man ihr ihre Unruhe ansehen müßte. Und sie begriff nicht, wie sie alle so gleichgültig oder traurig dreinschauen konnten. Es war doch so schön, zu leben, so schön. Man mußte ja fröhlich sein.

In der Wohnung war noch niemand. Sie

legte ihre Sachen ab, ging in die Stuben der Zimmerherrn und richtete ſie für die Nacht her. Dann ſchaute ſie in die Küche, beſann ſich, ob ſie Feuer machen ſollte, ließ es aber ſein. Wer weiß, ob die Mutter damit einverſtanden war? Sie ſetzte ſich auf das alte Sofa in der Ecke, lehnte den Kopf zurück und träumte. Sie fühlte ſich müde und doch wach wie jemand, der aus langem ſchwerem Schlaf erwacht iſt. Und doch: als die Mutter nach Hauſe kam, war ſie auf dem Sofa feſt eingeſchlafen. Ihr Kopf war zurückgeſunken, die Lippen leicht geöffnet, die Arme hingen herab. Die Stirn bedeckte ein feiner Schweiß. —

. . . Am nächſten Tag ging Pepi direkt von der Kathl nach Hauſe. Sie war traurig und wollte ſich in ihrem Stübchen vergraben. Nur niemand ſehen, nur nicht ſprechen müſſen! Die Menſchen hatten recht, wenn ſie traurig durch die Straßen gingen. Das Leben war nicht luſtig; man mußte weinen.

Sie zog ein altes Hauskleid an und ſetzte ſich mit dem Gebetbuch an den Küchentiſch; die bunten Heiligenbildchen, die da und dort zwiſchen den Seiten ſteckten, beruhigten ſie und lenkten ihre Gedanken ab. Vielleicht war ihre Sünde doch nicht ſo ſchwer, vielleicht konnte ſie Vergebung finden, wenn ſie ein

für allemal mit dem Geſchehenen abſchloß und der Mutter beichtete. Aber davor fürchtete ſie ſich ja ſo ſehr; das war es ja, was ſie ſo traurig machte. Die Mutter war ſo ſeltſam; ſie konnte immer nur ſchelten. Aber dann war ja auch noch der Onkel Anton da; wenn ſie mit dem darüber ſprach? — Nein, das ging erſt recht nicht. Der würde ſie bloß auslachen. „Ach Gott! Daß man ſo verlaſſen war! . . .“

Auf der kleinen Uhr ſchlug es ſechs. Sechs Uhr ſchon? Ja, da traf ſie gewiß den Pater Gerhardus oben in der Franziskanerkirche! Dem konnte ſie beichten. Sie ſprang auf, riß ein Tuch aus dem Kleiderſchrank und lief über die Treppe hinab.

Aber als ſie die Haustür öffnete, ſtand Pernwerth da. Ihr war, als ob ſie umſinken mußte. Da ſtand er, den ſie hatte nimmer wiederſehen wollen, lächelte glückſelig und ſtreckte ihr die Hand zum Gruß entgegen.

Sie wollte umkehren, die Tür hinter ſich ins Schloß werfen, konnte aber nicht. Und mit einem Schlag fiel alle Traurigkeit von ihr ab.

Sie wunderte ſich nicht einmal darüber, daß er gekommen war. Das war ja ſo natürlich. Warum ſollte er ſich auch nicht nach ihr umſehen? Sie hatte ja auch den ganzen Tag dieſe ſchreckliche Sehn-

ſucht gehabt. Ihre Augen füllten ſich mit Tränen, ſie wankte gegen die Wand des Hausgangs und auf einmal fühlte ſie ſich von ſeinen Armen umſchloſſen.

„Pepi!“ ſagte er zärtlich und drückte ſie an ſich. Und da ſchloß ſie die Augen und legte den Kopf an ſeine Bruſt.

Die milde Kühle des großen, gewölbten Flurs umfing ſie wie mit Zaubermacht. Vom Garten her hörte man das Singen der Vögel; die Zweige der großen Bäume rauſchten im leiſen Abendwind. Und ſie waren ganz allein, fern von den Menſchen, auf einer einſamen Inſel, an deren Geſtaden niemand landen kann.

Sie drückte ſich feſter in ſeine Arme, vergrub ſich gleichſam in ihnen, und ſie wollte nimmer loslaſſen, nimmer; denn ſie gehörte zu ihm, und was er tat, war recht; ſie wollte ihm folgen nnd ihm dienen wie ein treuer Hund.

Er ſagte aber immer nur: „Pepi!“ und ſtreichelte ihr Haar. Und als ſie die Augen zu ihm aufhob, küßte er ſie auf den Mund.

Die Haustür war offen geblieben. Ein Schuſterjunge ging draußen pfeifend vorüber; dann kam ein Mann, der einen Karren ſchob; es polterte auf dem ſchlechten Pflaſter, als ob es eine ganze Batterie

Kanonen wäre. Und hinterher zottelte ein altes Weib, das einen großen verdeckten Korb auf der Schulter trug.

Aber die beiden erwachten nicht aus ihrer Versunkenheit. Was ging sie die Welt da draußen an?

„Hatteſt du mich geſehen?“ fragte er nach einer Weile. „Ich ſtand ſchon lange vor der Haustür und guckte nach deinen Fenſtern hinauf.“

Sie ſchüttelte nur den Kopf.

„Nein? — Wo wollteſt du denn jetzt hin?“

„In die Kirche.“

„Und deine Mutter?“

„Es iſt niemand zu Hauſe.“

„Schatz! . . . .“

„O, du! . . . .“

„Süße!“

„Ich liebe dich ſchon lang . . . ſchon lang . . .“ Sie ſagte es träumeriſch, mit Augen, die in eine weite Ferne ſtarrten. „Schon lang . . . ich wußte es nur nicht . . . und ich meinte, daß ich dich haſſen müßte . . .“

„Aber jetzt werden wir uns immer lieben.“

„So wie ich dich liebe, kannſt du mich gewiß nicht lieben.“

Sie ſchauerte zuſammen und machte ſich los.

„Um Gottes willen! Wenn uns jemand ge-

sehen hat! Und die Mutter kann jeden Augenblick nach Hause kommen! Ich bitt' dich, geh!"

„Noch einen Augenblick!" flehte er. Aber sie sah ihn so angstvoll an, daß er sie nicht mehr quälen wollte.

„Nun gut . . . ich gehe. Aber wo sehe ich dich morgen?"

„Morgen? . . . ich weiß nicht . . . ich habe Angst . . . nein, ich kann nichts sagen . . ."

„Am Nußbaum draußen? Wo wir gestern zusammengesessen haben? Sag ja, sag ja!"

„Ja . . . ja . . . nur geh jetzt . . ." Da küßte er sie noch einmal lang auf den leicht geöffneten Mund und ging.

Aber Pepi stand noch eine Weile da, als ob sie an den Boden festgenagelt sei, und ihre Augen wanderten ruhelos durch den langen Gang. Dann raffte sie sich plötzlich zusammen und lief die Treppe hinauf, zog sich mit fieberhafter Eile um. Sie mußte fort, in die Kirche, irgendwohin, wo sie beten konnte. Sie hatte für etwas zu danken. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie nicht zu bitten, sondern zu danken hatte. Das duldete keinen Aufschub, das mußte bald geschehen.

Aber je näher sie der Franziskanerkirche kam, um so unruhiger wurde sie. Es wird sehr voll

dort ſein, ſagte ſie ſich. Wer weiß, ob du ungeſtört beten kannſt? Und dann — der Pater Gerhardus. Nein, dem durfte ſie jetzt nicht begegnen. In der Pfarrkirche konnte man beſſer beten. Die Helene ſagte es auch, und die wußte Beſcheid.

Ihre Schritte verlangſamten ſich. Sie ſtellte ſich das hohe, dämmernde Mittelſchiff der Pfarrkirche vor, mit dem großen, goldenen Altar, der durch das ungewiſſe Dunkel ſchimmerte, und plötzlich wußte ſie es, daß ſie in die Pfarrkirche mußte. Wie hatte ſie auch nur einen Augenblick an die Franziskaner denken können! Ja, wenn man beichten wollte! Aber ſie wollte ja nicht beichten! Sie hatte ja nur zu beten und zu danken! Zu der Mutter Gottes konnte ſie viel beſſer in der Pfarrkirche reden. Die Mutter Gottes war ja ſo viel milder als der heilige Franziskus. Die Mutter Gottes mußte ſo ein armes, glückliches Mädel viel beſſer verſtehen. Der heilige Franziskus machte ihr nur Angſt. Und zum Pater Gerhardus konnte ſie ein anderes Mal...

So drehte ſie wieder um und eilte durch dunſtige Straßen nach dem Pfarrplatz. Als ſie bei der Poſt um die Ecke bog und der hohen, lichten Kirche gegenüberſtand, befiel ſie heftiges Herzklopfen. Da preßte ſie ihre Hand gegen die Bruſt, holte ein paar Mal tief Atem und ſtand einen Augenblick ſtill.

Dann nahm ſie ihren ganzen Mut zuſammen und trat ein.

Die Kirche war faſt leer. Nur hinten in den letzten Bänken knieten ein paar alte Weiber. Und vor den Stufen des Hauptaltars lag eine in tiefe Trauer gekleidete Dame mit dem ganzen Körper auf dem kalten Marmorboden. Sie rührte ſich nicht. Es ſah aus, als ob ſie tot wäre.

Pepi wagte kaum, ſich ihr zu nähern. Aber hier war es, wo auch ſie ſich niederzuwerfen gedacht hatte. Der Altar war für alle, und von ihr ſollte gewiß keine Störung kommen . . .

Ein Dämmerlicht herrſchte in der Kirche; die bunten Fenſter verdunkelten die hohen Schiffe mehr, als daß ſie Licht geſpendet hätten. An den Altären brannten nur wenig Kerzen. Hier und da blitzte in tiefen Niſchen das Gold der Rahmen auf. Die Bilder verſanken in einem geheimnisvollen Dunkel, aus dem ein gequälter Mund, eine bleiche, ſchmale Hand, der Stahlglanz einer Ritterrüſtung oder das weiße Gewand eines Engels herausleuchtete.

Die ſchlank aufſtrebenden Säulenbündel, die die Kreuzwölbungen trugen, tauchten in die Nacht hinauf; Weihrauch ſchwebte herab, zog zwiſchen den Kapitälen hindurch, wallte um die hohen, bunten und goldgeſtickten Kirchenfahnen und ver-

ging hinter dem Altar in dem schweren Dunkel der Grabkapelle.

Jetzt schlug hoch oben im Sturm die Siebenuhrglocke an. Es dröhnte schwer und geheimnisvoll wie eine Geisterstimme, die allen Menschen und allen Dingen zurufen will, daß Gott lebt. Der Klang verhallte in einem leisen Zittern, das durch die Säulen ging. Dann senkte sich von neuem Dunkel und tiefes Schweigen herab, und nur, wenn an einer der Kerzen das Wachs auf das Metall der Leuchter tropfte, gab es einen leisen, silbrigen Laut.

Die Dame im Trauerkleid regte sich. Von ihren Lippen kam ein schwerer Seufzer, der die Kirche aufhorchen ließ. Und Pepi erwachte aus wirrem Träumen, das ihre Gedanken weit abseits geführt hatte, zum Bewußtsein ihrer Seligkeit. Nur zögernd streifte ihr Auge die Trauernde. Wie konnte ein Mensch unglücklich sein? Wie konnte man weinen, da die Mutter Gottes mit den milden Lippen und dem verklärten Glanz der tiefen Augen selig lächelnd auf die Gläubigen sah? „O, du Glorreiche! Ich danke dir. Du hast mich in den Himmel gehoben. Du, die du den Schmerz kennst und die Nacht der Verzweiflung, die du den Sohn geboren hast und ihn am Kreuze sterben sahst, die du seine Aufer-

ſtehung anbeteteſt und ſelber nun an Gottes Thron in Seligkeiten erhaben ſtehſt, ich danke dir ... Siehe, ich liebe ihn ... und wenn wir unrecht tun, ſo laß es mich nur büßen; ich bin nichts auf der Welt und habe nichts als meine Sehnſucht und meine Liebe; und wenn es ſein muß, ſo nimm mich fort von dieſer Erde; ihn laß leben ... aber es kann ja gar nicht unrecht ſein, demütig zu lieben; wie könnte ſonſt mein Herz ſo furchtlos ſein? ... wie könnte ich hier an den Stufen deines Thrones knieen?"

... Und die Viertelſtunden gingen leiſe dahin. Menſchen kamen, knieten nieder und verſchwanden wieder. An einem Seitenaltar wurde eine Andacht abgehalten. Ein Glöcklein tönte, Weihrauchwolken ſtiegen auf und verteilten ſich droben an den dunkeln Wölbungen, durch die Fenſter neben der Orgelempore fiel ein letzter Sonnenſtrahl. Die Dame in Trauer war lange ſchon gegangen — aber Pepi kniete immer noch und betete. Sie wußte es jetzt, daß für ſie wie für alle Menſchen das Leben nicht nur Kälte und Schmerz und dunkles Dahinträumen, ſondern auch Luſt und Seligkeiten birgt, daß man danach greifen muß wie nach einem Kranze von Roſen, den man ſich aufs Haupt ſetzt, und daß, wer lebt und atmet, Siegeslieder ſingen darf.

Und ihr Dank, der zum Himmel ſtieg in heißen, halb geſtammelten Worten, wurde glühender und reiner. Ein Jubel war in ihr, der ſie Zeit und Ort und alles vergangene Leid vergeſſen ließ.

Und wie ſie vor dem Altare kniete mit roten Wangen und hellen Augen, war es gleichſam, als wäre ſie gewachſen. Der Kerzenſchein, der gegen das ſinkende Tageslicht nun Sieger zu werden begann, brach ſich in ihren blonden, zerzauſten Flechten und umgab ihren Kopf wie mit einem Heiligenſchein. Das kümmerliche graue Kleid hatte einen ſeltſamen Glanz bekommen. Und alle Engel und Heiligen auf den Bildern der Altäre und Fahnen, auf den Konſolen der Säulen, auf Emporen und Betſtühlen ſchauten freundlich auf ſie herab. — —

. . . Zur gleichen Stunde aber ſaß Pernwerth in einem Erker des Wirtshauſes zur Sonne und ſchäkerte mit der Kellnerin. Er hatte ſie um die Taille gefaßt und flüſterte ihr lachend ein paar Worte ins Ohr.

Die Stube war faſt leer. Nur drüben am Ofen ſaß ein Menſch in Arbeitskleidung, der glühenden Blicks zu den beiden hinüberſchaute.

Als die Kellnerin aufſah, ging ein Ausdruck des Unbehagens über ihre Züge, und ſie machte ſich von Pernwerth los.

Dann kamen ein paar junge Leute, die ſich zu ihm ſetzten. Sie redeten von dem Stand der Weinberge, von den Ausſichten der Apfelernte, dann von einer Erſteigung des Winklerturms, die der eine von ihnen allein durchgeführt, von einer Radtour ins Nonstal, die ſie gemeinſam machen wollten, von der Heirat des Kaufmanns Reckelberg, und zuletzt von den Weibern.

Die Kellnerin ging ab und zu, brachte Bier und Zigarren und ſtand einen Augenblick bei dem Einſamen am Ofentiſch, der erregt auf ſie einredete. Aber ſie zuckte nur ſpöttiſch mit den Achſeln und lachte. Da warf er ein Geldſtück auf den Tiſch und ging.

„Moidl, wer iſt denn der Kerl?“ fragte Pernwerth das Mädchen.

„Ein Mechaniker aus Gries. Er arbeitet in der Gasfabrik.“

„Was will er denn von dir?“

„Ich gefall' ihm halt . . .“

„Sein Geſchmack iſt nicht ſchlecht.“

„Ja . . . aber ich habe keine Zeit für den tückiſchen Kerl. Ordentlich Angſt macht er einem . . . Puh!“ — —

Als Pernwerth allein nach Hauſe ging und den dunkeln Viehmarkt querte, ſprang plötzlich ein

Menſch hinter einem Baum hervor und verſetzte ihm, ehe er noch Zeit gefunden hatte, ſich zur Wehr zu ſetzen, einen Meſſerſtich in den Rücken.

Pernwerth verſpürte einen jähen Schmerz, dann machte er einen Schritt auf den Angreifer zu, um ihn zu faſſen. Aber dann wurde es ihm plötzlich dunkel vor den Augen. Er griff mit den Händen um ſich und ſtürzte zuſammen. Der andere floh ...

IV.

Toni Mulſer gähnte, daß man alle ihre Zähne, die Zunge und weit in den Rachen hineinſehen konnte.

„Ich bin ſo müde," ſagte ſie dann gleichſam entſchuldigend.

„Möcht' wiſſen, wann du nicht müde biſt," höhnte ihre Nachbarin Ida.

„Ja, ihr habt gut Lachen. Wenn ihr ſo weit wohnen ſolltet wie ich, möcht' ich ſehen, ob ihr nicht auch ins Gähnen kommt. Uff .. uhu ... u .. u .."

Aber jetzt hielt ſie die Hand vor. Die andern lachten.

Barbara, die Rothaarige mit den vielen Sommersprossen, sang leise vor sich hin:

„Zu Mantua in Ba . . . anden
Der treue Hofer lag . . .“

Es war ihr Lieblingslied; sie kannte übrigens kein anderes. Sie sang es jeden Tag, zu Hause, auf dem Wege zur Arbeitsstube und auf dem Heimwege, sie sang es auch während der Arbeitszeit, wenn die Kathl grad' nicht im Zimmer war.

„Hör' doch auf mit dem Geschrei!“ sagte Ida ärgerlich. „Du machst einem ja ganz blöd' damit.“

„Brauchst ja nicht zuzuhören . . .
Zu Mantua in Ba . . . anden“

Berta Taler holte sich aus ihrem Körbchen ein großes Stück Schwarzbrot, in das sie mit kräftigen Zähnen hineinbiß.

Dabei schaute sie neugierig auf die Photographie, die Toni ihr hinübergereicht hatte.

Ida machte sich mit ihren Haaren zu schaffen, und Gretel Bremer stritt sich mit einer sehr lang aufgeschossenen Bleichsüchtigen über den neuen Katecheten der Mädchenschule. Sie hatte behauptet, daß er blaue Augen habe, während die Gegnerin meinte, sie sähen nur blau aus, wären aber in Wirklichkeit ganz grünlich. Schließlich wetteten sie um ein kleines Bildchen der Mutter Gottes von Weißenstein, das

beim Kaufmann Prantl unter den Lauben für dreißig Kreuzer zu haben war. Es hatte einen schwarzen Rahmen mit schmaler Goldleiste und galt als etwas ganz Besonderes. Martha Breineßl, die Älteste der Nähmädchen, ein leises, dürftiges Geschöpf, das immer nach grüner Seife roch, sollte die Entscheidung im Streite treffen. Sie übernahm es, unter irgend einem Vorwand mit ihrem Schwesterchen zum Katecheten hinzugehen.

Es arbeitete keine mehr. Die Kathl war nebenan, da konnte man sich schon etwas Zeit gönnen. Die Unterhaltung, die erst leise geführt worden war, wurde immer lauter und sorgloser. Einzelne von den Mädchen hatten sich von ihren Stühlen erhoben und standen in Gruppen beieinander.

Uff! wie tat das wohl, sich wieder einmal recken zu können!

Nur Pepi war bei ihrer Arbeit geblieben. Sie hatte ein feines Spitzenhemd in den Händen. Den Kopf hatte sie gesenkt. Aber sie regte sich nicht. Von all dem Lärmen, das um sie brandete und langsam wachsend anstieg wie eine Meeresflut, hörte sie nichts. Ihre Gedanken waren weit, weit fort von allen diesen Dingen. Sie dachte immer nur an ihre Liebe, an die heißen Küsse, die sie gestern im Hausgang mit dem Geliebten ausgetauscht, sie

fragte sich, was er jetzt in diesem Augenblick wohl tun möge, ob er an sie denke, wie sie an ihn, und während sie sich mit ihm beschäftigte, stieg ihre Sehnsucht und ihre Ungeduld. Ach! Es war erst zehn Uhr und erst am Nachmittag konnte sie ihn erwarten. Aber vielleicht kam er um zwölf, wenn sie zum Essen nach Hause ging. Möglich war es schon. Er konnte sich wohl freimachen. Ach Gott, der liebe, liebe Mensch!

Ihre Hände sanken herunter, in ihre Augen kam jener Ausdruck flackernder Glut, den er so gern hatte. Und um den Mund spielte ein leises, träumerisches Lächeln.

Plötzlich ging die Tür vom Nebenzimmer, Kathl steckte wütend den Kopf herein und verbat sich das Lärmen.

Dann rief sie Pepi zu sich. Sie sollte einen Gang machen, zur Stickerin Helene; die Hemden, an denen sie die ganze letzte Woche gearbeitet hatte, sollten ein schönes Monogramm bekommen. Pepi sollte ihr alles auseinandersetzen. Die Dame, die in einem mit geblümten Stoff überzogenen Sessel am Fenster gesessen hatte, stand auf und redete auf Pepi ein.

Also alles genau wie auf den übrigen Stücken der Aussteuer. Und die siebenzackige Krone nicht

vergessen. Und die Helene möge ja acht geben, daß nichts beschmutzt würde. Und bis nächsten Montag. Aber ja mit den Spitzen recht vorsichtig sein ....

Pepi hörte nur mit halbem Ohr zu. Wie gleichgültig war ihr das alles! Aber im Grunde freute sie sich, den Gang machen zu können. Das war doch besser als noch stundenlang mit den andern dazusitzen und immer nur eine lange Naht nach der andern nähen zu müssen. Und vielleicht — sah sie ihn unterwegs ....

Die Helene wohnte in einer Stube der Franziskanergasse, hoch oben im vierten Stock. Ein richtiges Armeleuthaus, mit ausgetretenen Treppenstufen, langen, dunklen Gängen und niedrigen Türen. Aber wenn man oben war, dann wurde es auf einmal hell und freundlich. Und wenn man in das Stübchen der Stickerin eintrat, war man im Himmel. Blumentöpfe standen vor dem Fenster des breiten Erkers, Vogelgezwitscher hallte von den Wänden und vor jedem Heiligenbildchen brannte eine Ampel oder steckte eine bunte künstliche Blume.

Und im Erker saß die Helene selber, eine freundliche Person mit großem Gesicht und hoher Stirn mit ein paar Blatternarben drauf und einem dünnen, graublonden Scheitel darüber. Sie trug eine Hornbrille, durch die ein paar freundliche Augen

schauten; um den großen Mund mit den starken Zähnen spielte stets ein bescheidenes Lächeln.

Sie war blaß wie alle die arbeitsamen Frauen, deren Hauptnahrung ein kümmerlicher Kaffee bildet und die, statt in freien Stunden spazieren zu gehen, lieber in irgend einer dämmerigen Kapelle knieen.

Aber wenn es in der Pfarre oder bei den Franziskanern oder in Gries eine Prozession gab, dann ging die Helene, um den Hals eine Medaille am weißen Band, stolz und fröhlich in den Reihen der Jungfrauen einher und sang und zeigte alle ihre Zähne und war glücklich.

Zu Hause aber regte sie die geschickten Hände ohne Unterlaß, trank Kaffee und freute sich über die helle, helle Stube und über die weite Aussicht, die über dem Gewirr der Dächer viele Türme und die blauen Berge im Westen zeigte. Was schadete es, daß die Bleichsucht manchmal Kopf- und Brustschmerzen machte? Hatte nicht jeder Mensch seine Plagen? Solange man nicht alt war und sich regen konnte und die Blumen pflegen und in der Kirche singen, mußte man wohl zufrieden sein.

„Sehen Sie, Fräulein Pepi," sagte sie zu dem Mädchen, das auf einem Schemel am Nähtisch vor ihr saß, „das ist eine Arbeit, die ich recht gern mache. Diese großen Monogramme, die kann ich

gar ſo gut ſehen . . . Bis wann ſollen ſie fertig ſein? Bis Montag? Mein Gott, da werd' ich mich eilen müſſen . . . Und wie geht's denn Ihnen alleweil?"

„O, recht gut, Helene."

„Und der Fräulein Kathl?"

„Gut wie immer."

„Das iſt ſchon eine liebe Haut; ich hab' ſie recht gern, die Fräulein Kathl . . ."

Sie fand alle Menſchen lieb und prächtig. Da war niemand auf der Welt, der nicht zu loben geweſen wäre, niemand, der es nicht gut mit ihr gemeint hätte, niemand, den ſie nicht aufrichtig verehrt hätte.

„Sie haben's ſchön kühl hier heroben."

„Gelt, Fräulein Pepi? Völlig wie in der Sommerfriſch . . ."

„Bei uns in der Nähſtub kommt man um vor Hitz."

„Ja, ich denk mir oft, daß es recht ſchad iſt, daß Sie nicht ein paar Tage in die Sommerfriſche gehen können."

„O, ich möcht gar nicht fort . . . jetzt."

„In Taufers müßten Sie mal geweſen ſein; da iſt es ſchön. Ich bin von Taufers, wiſſen Sie . . . manchmal krieg ich völlig Sehnſucht; ich bin ſchon ſo lang nicht dageweſen, gewiß zwanzig Jahre . . ."

Sie ſeufzte ganz leiſe, dann aber lachte ſie fröhlich und fuhr gewiſſermaßen entſchuldigend fort:

„Das ſind halt ſo Dummheiten. Für unſereins iſt es hier ſchon beſſer als in Taufers. Mein Gott! Was hab' ich gefroren im Winter, wie ich noch klein war, und in die Schule nach Sand hinunter mußte. Der Hof vom Vater war ganz oben am Berg, und wir waren acht Kinder und hatten halt nicht viel zu eſſen. Wiſſen Sie wohl. Aber im Sommer war es ſchon gut."

Und ſie erzählte von den Wieſen, die ſo grün waren und voller Blumen, und von den Schafen, die ſie hüten mußte und mit denen man ſchon viel Arbeit und Mühe hatte, und wie ſie dann einmal geſtürzt war und ſich ſo verletzt hatte, daß ſie für die Bauernarbeit nicht mehr taugte und zu einer Nähterin in die Lehre gegeben wurde.

Aber Pepi hörte nicht zu; ſie war in ihre eigenen, frohen Gedanken verſunken, nickte nur, als ob ſie aufpaßte, hie und da mit dem Kopfe und warf wohl auch eine Frage dazwiſchen.

„Ja, ja, Fräulein Pepi, da lernte ich das Sticken. Und wie die Eltern tot waren, wohnte ich in Sand. Wir hatten, vier Parteien, bloß eine Stube miteinander. Man muß halt ſehen, wie man unterkommt, wenn man ein armer Teufel iſt.

Jeder hatte eine Ecke von der großen Stube, ich aber hatte die beſte, weil der Erker dabei war ... Mein Gott, jetzt wird's wohl in Taufers ganz anders ausſehen, wohl halt nobler und ſo ... es gehen ſo viel Sommerfriſchler hin, hier aus der Stadt, auch Kundinnen von mir; ich muß ihnen oft Sachen nachſchicken ..."

„Und ſelber kommen Sie nicht hin?"

„Ich verhoff's mir ſchon noch, bevor ſie mich auf den Gottesacker tragen ... Mein Gott! Bei den Reichen iſt auch nicht immer alles Glück ... ſehen Sie ſich nur die arme Frau Pernwerth jetzt an ..."

„Wieſo denn? ... was meinen Sie damit?" ſtammelte Pepi betroffen.

Helene ſchaute überraſcht von ihrer Arbeit auf. „Ja, haben Sie das noch nicht gehört, das mit dem entſetzlichen Unglück? Es ſteht ja ſchon in der Zeitung; meine Nachbarin hat mir's vorgeleſen, die Frau Grieſinger, wiſſen Sie, die mit dem gelähmten Kind ... Alſo der Pernwerth, der Obſthändler, iſt geſtern auf dem Viehmarktsplatz geſtochen worden ... um Gottes willen, was iſt mit Ihnen?"

Sie ſprang auf und kam gerade noch zurecht, Pepi, die lautlos von ihrem Schemel nach rückwärts zu ſinken drohte, vor einem ſchweren Sturz zu be-

wahren. Sie war weiß geworden wie ein Leintuch. Aber ſie hatte ihre Augen ſchon wieder geöffnet und ſtarrte entſetzt in Helenens Antlitz. Sie wollte ſprechen, aber ſie brachte nichts heraus als ein paar heiſere Laute.

Helene bemühte ſich eifrig um ſie, knöpfte ihr die Bluſe am Hals auf, gab ihr Waſſer zu trinken und wollte ſie auf das alte, ſchiefgeſeſſene Sofa betten. Aber Pepi wehrte ab. Die Augen unnatürlich weit geöffnet, mit einem Zuge entſetzlichen Grauens im bleichen Antlitz fragte ſie auf einmal:

„Iſt er . . . tot? . . .“

„Nein! tot nicht, Gott ſei gedankt, nur halt verwundet!“

„Lebensgefährlich? . . .“

„Ich glaube nicht . . .“

Da brach Pepi in einen Strom von Tränen aus. Sie warf ihren Kopf in Helenens Schoß und ſtöhnte wie ein Menſch, der unter Qualen ſterben muß. Gewaltſames Schluchzen erſchütterte ihren Körper. Ihre Hände krallten ſich in die Arme des alten Mädchens ein, das ratlos auf die Weinende ſtarrte.

Was war das? Was war das? Was hatte man dem armen Ding getan?

Aber allmählich begann ſie zu begreifen. Sie

nickte ein paar Mal verſtehend, dann fuhr ſie mit ihren großen, verarbeiteten Händen begütigend über Pepis Kopf und ſtreichelte ihr ſchönes, blondes Haar.

Ach, wie war doch das Leben ſeltſam! Wie wenige fanden das Glück! Und Gott war doch ſo mild und gnadenreich . . .

Und ihre Augen ſahen durch die Fenſter hindurch über das Gewirr von Dächern nach den Türmen der Kirchen und nach den blauen Bergen hinüber, in den ſtrahlenden Himmel hinein, ihre Augen wurden groß und fragend, über ihre helle Stirn huſchte etwas wie eine Wolke, und eine tiefe, kummervolle Falte grub ſich ein.

Mein Gott! Warum läſſeſt du die Menſchen leiden?

Ihr einfacher Sinn fand keine Antwort. Aber in der Tiefe ihrer Seele ſtieg etwas auf, was unbewußt die Philoſophie ihres ganzen Lebens geweſen war, das Wort: Beſcheide dich!

Das Leben war ja ſo kurz. Was brauchte man weinen? Erwartete den Beſcheidenen und den Bedrängten nicht alle Glorie, wenn erſt die Tore des Himmels vor ihm ſich auftaten? Wir ſind alle in der Fremde. Die Fremde iſt hart, und wer nicht ſtark iſt und keinen eiſernen Willen hat, der

muß sich wohl nach der Heimat sehnen . . . und weinen . . .

Und sie beugte sich über Pepi, streichelte ihr immer wieder das blonde Haupt und sprach flüsternd zu ihr:

„Weinen Sie nur! Weinen Sie sich aus, Pepi! Dann werden Sie wieder Mut bekommen . . . und den rechten Weg erkennen . . . Das Leben bringt wohl einem jeden sein Leid, mir und Ihnen und auch dem, um den Sie weinen . . . Nein! sagen Sie nichts . . . ich will Sie auch nichts fragen . . . ich kenne Sie ja . . Sie haben gewiß nichts Unrechtes getan . . . es mußte wohl so sein, daß Sie ihn gern hatten . . . es ist alles Gottes Wille . . . das Gute und das Böse . . . ich denke mir immer, man soll nicht fragen . . . es kommt, wie es kommen muß . . . und wir sollen nicht murren, wenn wir nicht weiter wissen; aber weinen Sie nur! Das tut gut . . . o, wie habe ich geweint! . . . aber nun bin ich froh, und auch Sie werden wieder froh werden, Pepi . . .“

Und dann verstummte sie und sah in die sonnige Landschaft hinaus. Über den Bergen im Westen schwammen weiße, duftige Streifenwölkchen. Große Schwärme von Tauben, deren helles Gefieder im Sonnenglanz schimmerte, flogen vorüber. Dann

machten sie plötzlich eine Schwenkung, ließen sich auf die Dächer nieder und rückten purrend zusammen, um sich bald von neuem flügelschlagend zu erheben.

Von den Straßen stiegen verworrene Geräusche auf. Am Kollererberg in den Steinbrüchen wurde geschossen. Vom Bahnhof hörte man das Pfeifen der Züge.

Und über allem, über dem Hasten und Drängen der Menschen, über ihrer Not und ihrer Freude spannte sich der Himmel aus wie das Gewölbe eines Doms, an dem sich Orgelton und der zitternde Schall unzähliger Gebete und Hilferufe brechen ...

Und die beiden Mädchen verharrten lange, ohne sich zu rühren. Aber auf einmal hob Pepi das bleiche Gesicht zu Helene auf.

„Nun will ich gehen," sagte sie leise. „Sie sind gut ... ich kann nicht sein wie Sie; mir ist's, als müßt' ich sterben ... ich bin verdammt ..."

„Pepi!"

„Lassen Sie mich ... ich will nach Hause."

Helene stand auf. „Ich begleite Sie ..."

„O, Sie sind gut ..."

„Fühlen Sie sich denn schon stark genug, um zu gehen?"

„Ja, ja ... nur zur Kathl kann ich heut nicht zurück."

„O, das will ich schon in Ordnung bringen. Ich geh' zu ihr hin und sag' ihr, daß Sie von der Hitze krank geworden sind . . . eine schwere Lüge ist das wohl nicht." — —

Zu Hause angekommen, legte Pepi sich aufs Sofa. Sie hätte Kopfschmerzen, sagte sie zur Mutter, die erst schelten wollte, dann aber nach einem Blick auf ihr verstörtes Gesicht unruhig wurde und vom Doktor zu reden begann. Davon freilich wollte Pepi nichts hören. Sie ließ sich mit einer Decke zudecken, kauerte sich ganz zusammen, wandte das Gesicht gegen die Wand und behauptete, sich nun schon viel besser zu fühlen.

Dann sprach sie stundenlang kein Wort und blieb wie tot in ihrer Lage.

Um vier Uhr ging die Mutter fort, nachdem sie sich noch einmal davon versichert hatte, daß Pepi nichts brauche.

Aber kaum war sie gegangen, als das Mädchen auch schon aufsprang, sich hastig ankleidete und auf die Straße stürzte.

Sie wollte zu Onkel Anton. Der hielt die Zeitung und mußte Genaues wissen. Sie nahm sich vor, ganz ruhig zu sein, um sich nicht zu verraten.

Auf der Straße wunderte sie sich über die Men-

ſchen, die alle ſorglos und unbekümmert dahinſchlenderten. Ja, war denn keiner in Trauer? Trug denn kein einziger Leid um das Geſchehene? Wie konnte man lachen, wenn ein Menſch mit dem Tode rang?

Aber auch der Onkel lachte. Als ſie zitternd in ſeine Stube trat, hatte er gerade die Pfeife aus dem Munde genommen und hielt dem Geſellen einen luſtigen Vortrag über die Streiche, die er auf ſeiner Wanderſchaft in den Dörfern an der Straße ausgeführt hatte. Ja, das waren freilich noch andere Zeiten geweſen, hm, und ſelbſt wenn man einen Buckel hatte und auch ſonſt nicht gerade ſchön war, konnte man ſich ſeines Lebens freuen . . .

„Setz' dich nur her, Pepi," ſagte er zu der Eintretenden, „du kannſt auch davon profitieren, . . . Hu, wie ſchauſt du denn aus?"

„Ich habe ſolche Kopfſchmerzen . . ."

„Ja, dieſe verdammte Hitze . . . aber macht nichts . . . in zwei Monaten haben wir ſchöne Herbſttage; dann wird unſereins auch wieder ſchnaufen können . . . Biſt übrigens ſchon lang' nicht mehr bei mir geweſen; wie geht's der Mutter?"

„Gut . . . und ich wollte etwas in der Zeitung nachſehen, Onkel . . . der eine von unſern Zimmerherrn . . . will ausziehen."

Sie ſchlug die Augen nieder und fühlte, wie ſie rot wurde. Mein Gott, wenn man nur nichts merkte. Aber der Geſelle ſchaute auf ſeine Arbeit, und Onkel Anton blätterte ſchon in der Zeitung.

„Die Mutter hat mir ſchon davon geſprochen," ſagte er dann, „ich hab' auch ſchon nachgeſehen; aber es iſt nichts . . . es iſt nie etwas in der Zeitung, wenn man's grade braucht . . . Käſeblatt! Es ſteht überhaupt nichts drin . . ."

„Und das mit dem Unglück auf dem Viehmarkt?" brachte Pepi ſtotternd hervor.

„Ja ſo . . . . eine ſchöne Geſchichte das . . ."

„Wie iſt denn das gekommen?"

Der Onkel zuckte mit den Schultern und las dann:

„Mörderiſcher Überfall! Geſtern abend um zehn Uhr wurde ein geachteter Bürger unſerer Stadt, Herr Alois Pernwerth, als er allein aus dem Gaſthaus zur Sonne nach Hauſe zurückkehrte, von einem unbekannten Individuum auf dem ſchlecht beleuchteten Viehmarktsplatze überfallen und durch einen Meſſerſtich im Rücken verletzt. Es handelt ſich anſcheinend um einen Racheakt.

„Wie wir hören, ſoll der Verwundete eine gute Nacht verbracht haben. Die Ärzte geben die beſte Hoffnung.

„Nach dem Täter wird eifrig gefahndet . . .“

Der Schneider lachte. „Eifrig gefahndet . . . jawohl . . . unſere Polizei . . . das wird ein Eifer ſein, ich kann mir's denken. Die Aufregung! . . .“

Pepi wagte nichts zu ſagen. Ihr Herz klopfte wie ein Hammer. Sie hatte nur das eine gehört: beſte Hoffnung, beſte Hoffnung! Ach, wenn er nur nicht ſterben mußte! Ein Schleier legte ſich über ihre Augen; ſie preßte krampfhaft die Fingernägel in ihre Handflächen hinein. Dann ſtand ſie plötzlich auf, ſagte etwas Verwirrtes und eilte zur Tür hinaus.

Der Onkel brummte hinter ihr drein und ſchimpfte lachend über die Fahrigkeit der heutigen Jugend, die ſich zu nichts mehr Zeit gönne. Aber ſie hörte nichts mehr davon; ſie ſtand auf der Treppe, ſtützte den Kopf gegen die feuchte, muffige Wand und lief dann wie gehetzt die Stufen hinunter.

Auf der Straße mußte ſie erſt ein wenig raſten. Ach, wie war ſie müde! Zum Umſinken müde! Was für ein ſchrecklicher Tag! Und wenn ihm andere, noch ſchrecklichere folgten?

Ihre Augen nahmen einen wehen Glanz an; das grelle Licht blendete ſie; wie Blei lag es auf ihrem Haupte. Und wenn ſie die Augen ſchloß,

dann schimmerte eine blutige Röte durch ihre Lider ... und sie glaubte die klaffende Wunde zu sehen, aus der das warme Blut des Geliebten verströmte.

Die Leute sahen ihr erstaunt nach, wie sie durch die Straßen wankte. Sie wußte nicht, wohin sie ging; durch schmale Gassen, über sonnige Plätze, von deren weißem Pflaster dumpfe Schwüle aufstieg, durch enge Durchgänge, überbrückt von uralten Steinbogen, die sich zwischen den fensterlosen Mauern verspreizten, schritt sie dahin, willenlos, getragen von einer fremden Macht, vorwärtsgestoßen und wankend wie ein Kind, das noch nicht gelernt hat, auf seinen Füßen zu stehen.

Die Sohlen brannten ihr wie Feuer, und doch war sie noch nicht weit gegangen. Und sie hatte noch die halbe Stadt zu durchqueren.

Nahm dieser Weg denn nie ein Ende? Einen Augenblick dachte sie daran, umzukehren und sich nach Hause zu schleppen. Aber sofort verwarf sie den Gedanken wieder. Sie mußte Klarheit bekommen, sie mußte wissen, wie es stand ... Und sie rastete ein paar Minuten, an eine Haustür gelehnt, und wankte weiter. Was kümmerte es sie, daß die Menschen stehen blieben und sie neugierig anstarrten. Sie mußte vorwärts, vorwärts ....

Es schlug auf der Deutschordenskirche fünf Uhr,

als sie endlich das alte Haus im ‚Dorf' erreichte. Nirgends ein Mensch, alles verlassen, alles in brütende Sonnenglut getaucht. Die grünen Fensterläden waren geschlossen, die schwere Tür mit dem bronzenen Türklopfer hatte etwas Abwehrendes, als ob sie sagen wollte: hier tritt niemand ein. Und kein Laut, kein Zeichen, daß hier Menschen wohnten. Die hohen Mauern, die die Gasse zwischen sich faßten, wuchsen erbarmungslos in die Höhe, wehrten dem Blick und ließen nur einen Streifen des unerträglich strahlenden Himmels frei, an dem die weißglühende Sonnenscheibe langsam dahinglitt. Es roch nach Staub und nach heißen Steinen. Wenn ein Windstoß daherkam, wirbelten dichte Wolken durch den Engpaß der Gasse.

Aber Pepi achtete dessen nicht. Sie lehnte sich an einen breit vorspringenden Mauerpfeiler und starrte nach den geschlossenen Fenstern hinauf.

Nichts regte sich, und Viertelstunde um Viertelstunde verging.

Um sieben Uhr mußte sie zu Hause sein, bevor die Mutter wiederkam, um sieben Uhr; und wenn sie bis dahin nichts erfahren hatte, dann würde sie diese Nacht nicht überleben können.

Aber der Himmel fragte nicht nach dem Leid eines armen Mädchens, Gott war nicht gütig; die

Helene log; Gott war nicht für alle. Sie wußte es beſſer: wer nicht unter einem glücklichen Stern geboren war, konnte niemals glücklich werden . . .

Und ſie ſtand da und wartete an die Mauer gelehnt. Auf den Türmen ſchlugen die Viertelſtunden, immer in derſelben Reihenfolge; zuerſt kam die Pfarrkirche mit langſamen, tiefen Schlägen, dann die Franziskanerglocke, dann nach einer Weile die helle Uhr des Deutſchordenshauſes, der dann in weiter Ferne noch eine folgte, vielleicht in Gries drüben . . .

Pepi wußte nicht mehr, worauf ſie wartete; eine lähmende Erſtarrung war über ſie gekommen, die ſie nicht mehr abzuſchütteln verſuchte. Mochte doch alles aus ſein; ſie würde auf dieſem Platze ſtehen bleiben und vor Erſchöpfung ſterben. Auf der Welt hatte ſie doch nichts mehr zu ſuchen.

In ihren Ohren ſauſte es. Ein rote Wolke tanzte ihr vor den Augen, und ein ſchwerer Druck der ſie in die Kniee zu werfen drohte, legte ſich auf das Haupt. Schweratmend ſtützte ſie ſich an die Mauer und preßte die Handflächen gegen die von der Sonne durchglühten Steine. Überall flimmerte es von weißem Staub . . .

Plötzlich knarrte die Tür und öffnete ſich. Doktor Gerſtenberger trat heraus, rückte den Hut auf

den Hinterkopf zurück und ging schnell die Straße hinab.

Aber bevor sich die Tür noch hinter ihm geschlossen hatte, war Pepi schon drauflosgestürzt, um dem Dienstmädchen, das im Hausgang sichtbar geworden war, eine Auskunft abzuzwingen.

„Entschuldigen Sie nur," brachte sie keuchend heraus, „. . . ich wollte nur fragen, wie es ihm geht, dem Herrn Pernwerth . . . ich komm' von der Nähkathl . . . von der Fräulein Kathi Peer . . . und ich soll fragen, was der Doktor gesagt hat . . ."

Das Mädchen sah Pepi mißtrauisch an und behielt die Türklinke in der Hand.

„Wie es geht? . . . ganz gut soweit."

„Und er wird nicht sterben müssen?"

„Der Herr Doktor meint, daß der Gnädige davonkommen wird."

„O, das ist gut . . . ich will's der Kathl sagen." Sie hielt sich fest an der Tür, um nicht zu fallen; aus dem Hausgang, dessen Boden mit Steinfliesen gedeckt war, strömte erfrischende Kühle heraus. Im Hintergrund des großen, fast dunklen Raumes ging die Treppe in die Höhe. Pepi lauschte ängstlich, ob nicht vielleicht von oben etwas zu hören war. Aber es herrschte eine tiefe Stille, nur unterbrochen von dem langsamen Ticken einer gro-

ßen, alten Standuhr neben der Treppe, deren metallnes Zifferblatt durch das Dunkel leuchtete.

Das Mädchen wurde ungeduldig und klapperte mit der Türklinke.

„Ich muß wieder hinauf, die Gnädige hat ſchon gerufen," ſagte ſie ſchließlich ſo unhöflich, daß Pepi erſchrak und langſam auf die Straße zurücktrat, und kaum war ſie draußen, als ſich die Tür ſchon mit einem hörbaren Knall hinter ihr geſchloſſen hatte.

Da fuhr Pepi zuſammen, ſah noch einmal nach den Fenſtern hinauf und ging dann leiſe flüſternd und glücklich vor ſich hinlachend nach Hauſe. Es ſchlug gerade ſieben Uhr, als ſie ihr Stübchen betrat. Die Mutter war noch nicht da . . .

Pepi legte ſich ſofort zu Bett und drehte ſich gegen die Wand. Aber ſie wußte wohl nicht, daß ſie noch immer vor ſich hinlachte und unzählige Male flüſterte: „O, wie ich froh bin . . . wie ich froh bin . . ."

V.

Jeden Abend ſtand Pepi vor dem Haus im ‚Dorf' und ſtarrte nach den Fenſtern hinauf. Aber

der große, weiße Kasten, den die Leute wegen eines in die Wand eingelassenen Wappens mit einem großen, aufgerichteten Bären die ‚Bärenburg' nannten, verriet nichts von dem, was innerhalb seiner Mauern vorging. Die grünen Jalousieen blieben hartnäckig geschlossen. Nur ein kleines Fenster in der Mitte tat sich manchmal auf, wenn die Sonne sank oder wenn der Tag kühl und bewölkt gewesen war.

Ein weiblicher Arm stieß dann die Holzläden auf und kettete sie mit dem Eisenhaken fest. Mehr konnte man von unten nicht sehen. Die Enge der Gasse verhinderte, daß man weiter zurücktrat und so einen Blick in die Tiefe des Zimmers gewann.

Dann wurde alles wieder tot und versank in das sommerliche Schweigen einsamer Vorstadtgassen, deren Bevölkerung vor der Hitze und dem Staub in die Berge geflüchtet ist. Die Steine strahlten die während eines langen Tages aufgespeicherte Sonnenglut wieder aus. Von den Gärten und Weinbergen jenseits der hohen Mauern kam schwerer, berauschender Duft herüber und vermischte sich mit dem beklemmenden Geruche des Kalkstaubes. Pepi war es oft, als ob sie nicht mehr atmen könnte. Aber dann machte sie ein paar Schritte gegen das große Tor des Gasserschen Gartens hin und drückte

ihr Geſicht in das Gewirr der Glyzinienranken, die durch das alte eiſerne Gitter in üppiger Fülle hindurchgewachſen waren, und berauſchte ſich an dem Duft der blauen Blütentrauben.

Kam aber ein Menſch die Gaſſe herunter, ſo verließ ſie ihren Beobachterpoſten und ſchlenderte möglichſt unbefangen auf und ab, freilich mit dem ängſtlichen Gefühl, daß ihr jeder anſehen mußte, was ſie beſchäftigte. Ein Glück, daß es ſo wenig Paſſanten gab! Und die gingen alle nach den kleinen Häuschen weiter unten nach der Stadt zu, in denen nur Handwerker und arme Leute wohnten.

Das war alles; Pepi freilich ſchien das ſchon ſehr viel zu ſein. Und gar das Fenſter, das ſich gelegentlich des Abends öffnete, wurde ihr zu einer unverſiegbaren Quelle leidenſchaftlichen Intereſſes.

Sie kannte den Ton, den das Anſchlagen der Jalouſieflügel an der rauhen Mauer verurſachte, und das Kreiſchen der roſtigen Angeln. Wie Muſik erſchien es ihr. Sie hielt den Atem an, um ja nichts davon zu verlieren.

Aber wenn es vorbei war und die ſommerliche Ruhe der Gaſſe wiederhergeſtellt, dann drückte ſie ſich an die dem Hauſe gegenüberliegende Mauer und ſtellte ſich auf die Zehenſpitzen, um ein Stückchen der geblümten Vorhänge oder, wenn auch das

Fenſter offen ſtand, vielleicht ſogar die weiße, ſtuckverzierte Decke des Zimmers zu erſpähen.

Dann ging ſie heim . . .

Seit einigen Tagen kam es ihr vor, als ob die Mutter ſie mit mißtrauiſchen Blicken verfolgte.

„Wo ſteckſt du denn immer, Pepi? Du kommſt ſo ſpät . . . Die Kathl läßt euch doch ſchon um vier Uhr gehen . . .“

„Ich geh ſpazieren, Mutter.“

„Aber ſo lange?“

„Es iſt ja erſt ſieben.“

„Erſt ſieben? . . .“ ſie war ganz entrüſtet und wiederholte es noch einmal: „Erſt ſieben . . . als ob das gar nichts wäre . . .“

Pepi wußte nichts mehr zu antworten und ging an die Arbeit.

Dann nach einiger Zeit ſagte die Mutter: „Und dein neues Kleid? Das ziehſt du gar nie an. Wozu haſt du's dir denn gemacht?“

„Es iſt mir ſchade jetzt, wo kein Menſch in der Stadt iſt.“ . . .

Pepi nahm ſich vor, eine Zeitlang nicht mehr ins ‚Dorf‘ zu gehen. Sie fürchtete ſich, geſehen zu werden.

Drei Tage hielt ſie's aus, aber am vierten

ſtand ſie wieder unter dem Torbogen und ſtarrte nach den verſchloſſenen Fenſtern hinauf.

Sie hoffte immer darauf, daß der Doktor wieder einmal aus dem Hauſe kommen würde. Aber der kam nicht; und einfach ins Haus zu gehen und das Dienſtmädchen zu fragen traute ſie ſich nicht.

Sie war in einer ſeltſamen Gemütsverfaſſung; es kam ihr immer vor, als ob ſie ſchwebte, als ob ihre Füße die Erde gar nicht berührten. Alle Dinge, die ſie ſah, ſchienen ihr weit, weit entfernt zu ſein und ihre Körperhaftigkeit verloren zu haben. Die Welt, die ſie umgab, war wie ein gemaltes Panorama, in deſſen Mittelpunkt ſie ſich befand. Sie mußte immer erſt ſcharf zuſehen, um zu entdecken, daß kein Bild, ſondern wirklich ein Ding mit Flächen und Kanten und Ecken und Tiefe da war. Aber für gewöhnlich gab ſie ſich die Mühe gar nicht. Wozu auch?

Wenn ſie nur wußte, daß es ihm beſſer ging.

Und das erfuhr ſie in der Nähſtube. Bei der Kathl wurde ſehr viel über Pernwerth geſprochen. Sie beteiligte ſich nie am Geſpräch, und wenn einer davon zu reden begann, ſenkte ſie den Kopf noch tiefer über die Arbeit. Zuerſt hatte es freilich Sticheleien gegeben, und Ida nannte ſie nie mehr anders als die ‚heilige Kummernus‘, aber als die

Mädchen erſt einmal geſehen hatten, daß Pepi auf nichts einging, ließ man ſie in Ruhe. Sie lernte in dieſer Zeit die Kunſt der Verſtellung. Und es war einſam um ſie geworden, ſo einſam, daß ſie es nicht ertragen hätte, wenn eben nicht ihr ganzes Denken und Sinnen von der einen Vorſtellung ausgefüllt geweſen wäre.

Sie ſah immer nur den Geneſenden und ihr Wiedergegebenen. Und dieſes Bild machte ſie ſtark.

Jeden Tag erwartete ſie einen Brief zu bekommen, einen Brief, der nichts enthielt als drei Worte: Ich liebe dich.

Aber die Tage gingen, und niemals kam der Brief.

Und nun ſchien es ihr, als ob das bunte Bild, das ſie umgab, langſam immer weiter von ihr zurückwich, als ob der Kreis, in deſſen Mittelpunkt ſie ſtand, immer größer und größer würde, und ſie ſchloß die Augen, um nichts mehr zu ſehen, und ſenkte den Kopf noch tiefer auf die Arbeit herab. Und alle Worte, die geſprochen wurden, kamen aus einer andern Welt an ihr Ohr. Sie wußte es jetzt: ſie war eine Welt für ſich und hatte nichts mit jener anderen gemein. Aber einmal würde ein Tor ſich öffnen, und er würde zu ihr treten; dann waren ſie zu zweit in ihrer Einſamkeit . . . .

Kam immer noch der Brief nicht?

Nein, er kam nicht, und es wurde immer st
und ängstlicher in ihrer Seele.

Und die Tage nahmen ab. Die Weingä
waren bereits verschlossen; denn die Trauben rei
heran. Hie und da sah man hochbepackte Gefä
die vorn auf Rädern, hinten aber auf Schl
ruhten, mit Ochsen bespannt, durch die Str
fahren: Sommerfrischler, die in die Stadt zu
kehrten. Die Berghänge hatten einen gelbli
Ton angenommen, die Pfirsiche wurden teurer,
Apfelgewölbe öffneten sich und wurden hergeri
auf den Kalkgipfeln im Osten verschwanden
letzten Schneereste . . . es war kein Zweifel,
der Sommer im Sterben lag.

Aber der Brief kam immer noch nicht . .

Die Nächte verloren die drückende Schw
Und dennoch konnte Pepi nicht schlafen. Sie
da, wälzte sich unruhig von einer Seite auf
andere und sann.

Ging unten jemand durch die Gasse, so ho
sie auf die Tritte des nächtlichen Wanderers,
sie endlich in der Ferne verhallten. Das Flü
der Liebespärchen schreckte sie auf. Jeder Sc
der Turmuhren pochte schmerzhaft an ihre wach
Seele.

Da vergrub ſie ihr Antlitz in die Kiſſen, um das unaufhaltſame Schluchzen zu erſticken. Und ein mal wachte die Mutter davon auf. Sie glitt leiſe von ihrem Bett herunter und kam, ohne Licht zu machen, zu der Weinenden herein.

Wie ein rieſengroßer Schatten ſtand ſie an ihrem Bett.

„Was iſt dir, Pepi?“

Aber das Mädchen antwortete nicht. Da beugte die Mutter ſich zu ihr herunter und legte ihr die Hand auf den Scheitel. Und ſo blieb ſie eine Weile ſtehen. Es war ſo dunkel in der Stube, daß ſie kaum die Tochter erkennen konnte; aber ſie hörte ja ihr Schluchzen und fühlte, wie ihr Körper unter der aufgelegten Hand angſtvoll zitterte und ſich in Schmerzen krampfhaft zuſammenzog. Aber nun wurde das Weinen leiſer und verſtummte.

Durch die Stille der Nacht klang nur von Zeit zu Zeit ein dumpfes rollendes Dröhnen und undeutliches Stimmengewirr und fernes Lachen.

„Beim Siegler kegeln ſie noch,“ ſagte die Mutter. Aber Pepi ſchienen dieſe Worte einen ſeltſamen, tiefen Troſt zu enthalten. Sie faßte nach der Hand, die ſie ſtreichelte, und drückte ſie.

„Bleib noch ein bißchen, Mutter.“

„Warum haſt du mir nie etwas geſagt?“

„Mutter . . .“

„Ich bin doch nicht blind; meinſt du, daß ich nicht ſah, wie du dich quälteſt?“

„Ich . . . traute . . . mich nicht . . .“

Da ſeufzte die alte Frau und ſetzte ſich auf die Bettkante.

Und dann blieben ſie wieder eine Zeitlang ſtill und lauſchten auf das Rollen der Kegelkugeln. Pepi aber lag da mit weitgeöffneten Augen und bohrte den Blick in das Dunkel.

„Er verdient es nicht, daß man ſich um ihn ängſtigt . . . Weißt du denn, warum er den Meſſerſtich bekommen hat?“

Pepi antwortete nicht.

„Weil er mit einem Mädel ſchön getan hat, das die Braut von einem andern war.“

„Ich . . . weiß . . . es . . .“

„Nun alſo . . .“

„Ich weiß es; aber es iſt nun einmal ſo . . . ich habe ihn . . . halt . . . ſo lieb . . .“

„Haſt du nie an den Vater gedacht?“

Pepi ſchüttelte den Kopf. „Ich . . . weiß es nicht . . .“

„Hätteſt du's dem Vater geſagt?“

„Ich glaube . . . nicht . . .“

„Der Vater war ſo gut zu dir, zu uns allen. . . . Der Vater iſt zu früh geſtorben.“

„Ja, Mutter . . .“

„Pepi, ſag' mir's . . . iſt es jetzt zu ſpät, daß ich mit dir rede?“

„Was denn?“

„Ich habe ſolche Angſt, daß . . . etwas geſchehen iſt mit dir . . . verſtehſt du mich nicht?“

Aber da richtete das Mädchen ſich auf und flüſterte entſetzt:

„Mutter, wie kannſt du glauben . . .“

„Dann bin ich beruhigt . . .“ Und ſie umſchlang den Hals der Tochter und küßte ſie.

„Ich wußte ja immer, wo du hingingſt. Meinſt du, es hat dich keiner geſehen . . .? und ich habe mich ſehr gefürchtet. Und gewartet hab' ich, daß du etwas ſagen würdeſt. Aber du bliebſt ſtumm. . . . Das hat mir ſehr weh getan. Mein Gott! Wir ſind ſo allein auf der Welt. Warum ſollen wir nicht alles gemeinſam tragen?“

„Ja . . . ja . . . ich ſeh' es ein . . .“

„Aber du mußt nicht mehr an dieſe Dinge denken. Verſprichſt du's mir?“

„Das kann ich nicht, Mutter . . . verſprechen nicht . . . Das ſitzt ſo tief . . . das braucht Zeit.“

„Aber nicht mehr hingehen wenigstens. Es hat ja doch keinen Zweck. Er ist schon fort . . .“

„Fort ist er?“

„Ja, schon seit acht Tagen; ins Bad, sich auskurieren . . .“

„Das wußt' ich nicht . . . nein, dann will ich nicht mehr hingehen . . . sieh, das wußt' ich ja nicht.“ Und dann nach einer Pause flüsterte sie noch einmal: „Das wußt' ich nicht . . . Wer hat dir's gesagt?“

„Die ganze Stadt spricht davon.“

„Und die Helene . . . hat dir . . . nie etwas gesagt, Mutter?“

„Die Helene? Nein . . . warum meinst du?“

„So . . . ich dachte nur . . .“

Dann schwiegen sie wieder. Auf der Pfarrkirche schlug es zwei Uhr. Die Mutter fuhr zusammen und erhob sich.

„Du mußt ja frieren,“ sagte das Mädchen.

„Ja, ich geh' ins Bett. Gute Nacht, Pepi . . .“

„Gute Nacht, Mutter. Willst du mir nicht noch einen Kuß geben?“ . . .

Dann küßten sie sich innig und hielten sich fest umschlungen. Und die alte Frau murmelte an der Tochter Hals so etwas wie ein Bekenntnis . . . Mein Gott im Himmel! Wie lange war es doch,

daß ſie ſich nicht geküßt hatten! Und die Pepi ſolle nicht ins Gericht gehen!

„Aber Mutter . . .“

„Ja, Pepi, ſo iſt's . . . nicht ein Tipfelchen anders; ich weiß, wie ich bin . . . es kommt hart heraus; aber ich bin nicht hart . . . es iſt nur ſo . . . ſo . . ., daß ich oft ganz anders tu und rede, als ich eigentlich möchte . . . wär' ich weicher, ſo hätteſt du vielleicht lang ſchon zu mir geredet . . . und hätteſt es leichter tragen können; allein iſt alles ſo ſchwer . . . ja, ja, das iſt mein Teil der Schuld in dieſer Sache . . .“

„Mutter, Mutter, was redeſt du? . . .“

„Laß gut ſein . . . ich geh' jetzt ins Bett . . .“

„Gute Nacht, gute Nacht . . .“

„Du ſchläfſt jetzt? . . . ja? . . . du gibſt dir Mühe, daß du einſchläfſt?“

„Ich will's verſuchen.“

„Dann gute Nacht . . .“

Dann war Pepi wieder allein und lag mit offenen Augen da. Sie fröſtelte und zog die Bettdecke bis an den Mund herauf. Hu, wie kalt war es geworden! Ja, nun war der Sommer tot und begraben. Nun mußte der Winter kommen.

VI.

Wenn ein Mensch, der fern von der Heimat in der Verbannung sich müht, in einem schönen Traume die Seinen wiedersah, die Türme der Vaterstadt und den Strom, an dessen Ufern er seine Kinderspiele gespielt, dann ist sein Erwachen bitter und seine Verzweiflung grenzenlos. Alles, was ihn eben noch lieblich umgaukelte, ist dahin und in eine endlose Ferne gerückt. Und die öde Wirklichkeit überfällt ihn mit gierigen Zähnen wie ein wildes Tier, vor dem es kein Entrinnen gibt ...

So erwachte Pepi aus ihrem kurzen Glückstraum. Als sie die Augen aufschlug und zur Besinnung kam, saß sie mit dem drückenden Gefühl ihrer Einsamkeit in einer Nähstube, umgeben von gleichgültigen oder böswilligen Menschen. Und vor ihr lag der weite, graue Weg der Verbannten, ein Weg durch Sand und Sturm.

Die Nähmaschine surrte; unter fleißigen Händen raschelte die frische Leinwand; gleichmütig beschrieb der Uhrzeiger seine Kreise. Der Schuster Fiorini stand gelangweilt vor seinem Lädchen, und niemand wartete unten an der Ecke der Gasse, da wo sie auf den Obstplatz ausmündet.

Und die Mädchen erzählten sich, wenn die

Kathl gerade nicht aufpaßte oder nebenan eine Kundin bediente, die Tagesneuigkeiten:

Daß die Lieſel Bachhuber nun endlich geheiratet hatte und daß ihr Mann vier Jahre jünger ſei als ſie, und daß die Tochter des Advokaten Prellinger ins Kloſter gehen wolle und daß der Kapuzinerpater Aloiſius gar ſo erbaulich predigte. Und ſchließlich, daß der Menſch, der den Pernwerth geſtochen habe, in Rovereto gefaßt worden ſei.

„Der kann ſich gratulieren," ſagte Ida Langebner und ſchneuzte ſich umſtändlich. „Ob ſie ſo einen hängen?"

„Biſt du geſcheit? Er hat ihn doch nicht tot gemacht!"

„Aber eingeſperrt wird er lebenslang — wie der Tourville, der ſeine Frau einen Berg hinuntergeſchmiſſen hat."

„Wer iſt das, der Tourville?"

„Meine Mutter hat's mir erzählt; vor fünfzehn Jahren iſt's geweſen . . ."

Und nun begann ſie umſtändlich eine lange Geſchichte von dem Tourville . . .

Aber Pepi mühte ſich, nicht auf das Geſchwätz aufzupaſſen; ſie zählte im ſtillen bis Hundert und fing dann wieder von vorne an, ſagte ſich alle Gedichte her, die ſie noch von der Schule wußte;

aber zwischendurch ertappte sie sich immer wieder dabei, wie sie auf all die dummen Dinge horchte, die die andern vorbrachten. Mein Gott! sie konnte sich doch die Ohren nicht verstopfen! Sie sprach kein Wort und kämpfte die aufsteigenden Tränen tapfer hinunter.

„In Roncegno soll er jetzt sein," sagte Toni Mulser, die immer alles wußte, „er soll's mit einer Gräfin haben."

„Das ist schon eine alte Geschichte. Wie er krank lag und aufgegeben war, hat sie ihn dreimal besucht. Seine Frau konnt's nicht mit ansehen, so taten sie. Sie ist aufgestanden und von seinem Bett weggegangen."

„Ich bitt' dich, die Frau Pernwerth . . . die ist das schon gewöhnt von ihrem Mann."

„Sie soll aber verwandt mit ihm sein, die Gräfin."

„Das wird eine schöne Verwandtschaft sein!"

„Ich weiß es von meinem Bruder."

„Sie soll sehr schön sein, hab' ich mir sagen lassen.

„Wenn ich nur wüßte, auf wen er immer am Obstplatz gelauert hat."

Toni lachte belustigt: „Das weißt du nicht? . . . Ich könnt's dir schon sagen!"

„Ich auch," sagte Elsa und drehte sich zu Pepi herum, „gelt, Pepi, wir wissen's genau."

Da lachten sie alle wie närrisch. Aber Pepi wurde glühend rot und hob den Kopf zu einer Entgegnung. Sie wollte ihnen ihren ganzen Zorn und ihren Schmerz entrüstet an den Kopf werfen, sie wollte ihnen endlich sagen, wie sehr sie sie haßte, sie alle, die mit plumpen Anspielungen und grausamen Scherzen ein gequältes Herz zu verwunden vermochten, statt ihm tröstlich aufzuhelfen, sie wollte ihnen zeigen, wie hoch sie über ihnen allen stand ... aber ihr Blick traf auf lachende Gesichter, auf schlecht verhehlte Schadenfreude und grausamen Übermut, und da kam noch einmal die Verzweiflung über sie und warf sie in den Staub. Schweres Schluchzen erschütterte ihren Körper, sie schlug die Hände vor das Antlitz und wankte, unfähig sich zu beherrschen oder auch nur ein Wort herauszubringen, unter dem Gelächter der Mädchen zur Tür hinaus.

Draußen im Treppenflur lehnte sie sich an die dumpfige Wand und ließ ihren Tränen freien Lauf. —

Als sie sich endlich gefaßt hatte und mit roten Augen und geschwollenen Lidern das Zimmer wieder betrat, waren die Mädchen still geworden und nähten fleißig. Alle Köpfe waren heuchlerisch über

die Arbeit gebeugt. Die Kathl saß streng und spitzig an ihrem Platz am Fenster. Gretel Kremer las vor.

Und es war schon wieder die Geschichte von der heiligen Kummernus, die sich bei diesen kichernden, leichtsinnigen Mädchen merkwürdigerweise einer besonderen Beliebtheit erfreute.

„— aber alles entsetzte sich, und das Volk verlangte, daß man sie als eine böse Zauberin in den Kerker werfe, damit sie gehindert wäre, Unheil anzurichten. Und der Richter fragte sie, wer sie in diesen Zustand versetzt. Darauf gestand sie ihm, sie habe ihren Bräutigam, der am Kreuze gestorben, darum gebeten, daß er alle Schönheit von ihr nehme und sie ihm ähnlich machen möchte . . ."

Gretel benetzte Daumen und Zeigefinger an den Lippen und wandte geräuschvoll das Blatt, um weiterzulesen. Aber Pepi vermochte der Erzählung nicht zu folgen. Was gingen sie diese Dinge an! Das war alles so lange her, daß man nichts dabei fühlen konnte. Ach Gott! sie hatte ja wohl genug mit sich selber zu tun. Und war der Schmerz um vergangenes Glück und die Aussicht auf ein graues, erbärmliches Dasein nicht auch Martyrium genug? Hinter ihr lag eine Viertelstunde der Seligkeit, vor ihr aber nichts; sie würde ihre Ar-

heit tun, schlecht und recht, an Vergangenes denken, niemand Vorwürfe machen, sie würde die Dinge nehmen, wie sie waren, und schweigen . . .

Ach Gott! Wie langsam gingen die Stunden! Jetzt war es fünf Uhr! Und erst um sieben konnte sie nach Hause.

Die Sonne sank; man merkte, daß es in den Herbst ging. Der Himmel über den Dächern war so blau und durchsichtig, wie er es schon lange nicht gewesen war. Die Dächer lagen in greller Beleuchtung da. Ach, die schönen Tage! Wie gut mußte es sein, in ruhigen Tälern fern der Stadt an einem rauschenden Wasser zu sitzen! Oder am Waldrand, wenn drüben über den Bergen die Sonne sank!

Und Pepi starrte sehnsüchtig in die Ferne, folgte dem Flug der Tauben, deren Gefieder im Sonnenglanze blitzte, und ihre Sehnsucht stieg. Aber mit ihr kam ein Grauen und eine Angst vor allen Dingen und Menschen und eine Angst vor sich selber. Ach, wer sich opfern könnte, wie die Heiligen es vermocht hatten, und wer Seligkeit dabei empfände wie sie! Für das, was man liebte, zu sterben, war wohl nicht schwer; aber zurückgestoßen sein, verhöhnt und leichthin preisgegeben, das mußte ein jedes Menschenherz vernichten . . . wer nicht schön war

und nicht reich und nicht mehr jung, der trug ſein Martyrium, ſo gut wie die Heiligen, von denen die Bücher berichten . . .

„— — — und am nämlichen Tage, als es in den Abend ging, errichteten ſie ein großes Kreuz auf einer Anhöhe im Weſten und kreuzigten ſie. Sie aber lobte Gott und predigte vom Kreuze herab die drei Tage, die ihr noch zu leben vergönnt waren, ſo eindringlich, daß viele Tauſende und ſelbſt der Richter zum chriſtlichen Glauben bekehrt wurden. Zur Sühnung ſeines Verbrechens erbaute er dann eine Kirche zu Ehren der hl. Scholaſtika und ſtellte darin von Gold das Bild der Gekreuzigten auf, und es geſchahen viele Wunder . . .“

Aber Pepi wußte, es gab keine Wunder. Hätte nicht ein Wunder geſchehen müſſen, da ſie ſo heiß geliebt? Hatte ihre Seele nicht ſo gewaltig um den Geliebten gekämpft, daß er der Ihre werden mußte, wenn es Wunder gab? Aber er hatte ſich abgewandt und war lachend ſeinen Weg gegangen, da ſie in Tränen zuſammenbrach. Nun war er fern und würde nimmer zu ihr wiederkehren, und ſie, ſie hing am Kreuze. Aber ſie predigte nicht, nein, ſie predigte nicht. Ihre Seele war finſter und klagte an, und Empörung war in ihr. Denn ſie wußte nun auch, daß nicht jene heilig war, die ſie die

heilige Kummernus nannten: sie selber war es, sie selber; denn sie hatte übermenschliches Leid und konnte nimmer glauben. In ihr war alles zerbrochen und finster und unduldsam.

Und die Worte der Legende, die wie aus fernen, öden Tiefen an ihr Ohr klangen, wandelten sich in ihrer Seele zu Flüchen und Verwünschungen und zu einer heißen Klage, die niemals enden würde . . .

Sie saß bewegungslos da, die Mundwinkel sanken ihr herunter, daß sie einen alten Zug im Gesicht bekam, ihre Augen waren trüb und erloschen. In ihrem grauen, kümmerlichen Kleid sah sie plötzlich wie eine Nonne aus, die mit Weinen und Kasteien und gedankenlosem Hersagen alter Gebete ihre Jugend verscheucht und vernichtet hat. Die Hände mit der harten, zerarbeiteten Haut ragten rot und häßlich aus den verblichenen Ärmeln heraus.

So saß sie da, unscheinbar und vergrämt. Um sie herum raschelte die frische Leinwand in den Händen der Arbeitenden, die Nähmaschine surrte und Gretel Kremer las mit ihrer blechernen Stimme, unharmonisch und eintönig, Wort für Wort, Satz für Satz, alte verstaubte Heiligenlegenden, aus denen heiße Anklage und unmenschliches Leid aufstieg, Dinge, die nichts gemein haben dürfen mit dem Leben der Erdenkinder . . .

Draußen aber, hoch über der Stadt, im blauen Himmel, läutete eine tiefe Glocke mit langſamen, lang verhallenden Schlägen.

Das Kreuz auf der Lichthaube des Pergeltſchen Hauſes lag ſchon im Schatten.

Die Wallfahrt

Siebenundvierzig Jahre war der Riedleitner, als er zum Sterben kam.

Vor acht Tagen noch hatte er sich selber über seine Nase lustig gemacht, die angeschwollen und gerötet war und gewissermaßen zusehends sich vergrößerte.

„I hab's nit leicht," sagte er mit gezwungenem Lachen zu seinem Stiefbruder, dem Telser, „i muß den Langkofel im G'fries umanandertragen."

„Ja, was hast denn?"

„I woaß es selber nit — halt weah tuat's." ..

Und dann hatte er sich noch drei Tage herumgeschleppt, bis es nicht mehr ging und die Weiber zum Doktor schickten. Und jetzt lag er da mit geschwollenem, roten Gesicht und geschlossenen Augen und fuhr mit den Händen über der Bettdecke hin und her, immer hin und her, und redete allerhand Dinge, die niemand verstehen konnte. Der Geist-

liche war eben fortgegangen, die Stube war noch voller Menſchen. Es wurde ſchon dunkel, an der altersgeſchwärzten, niedrigen Balkendecke ſummten die Fliegen, die Bäuerin betete. Sie war klein und hager, viel älter als der Sterbende, und hatte ſich auf ihrem Stuhl im Winkel hinter der Kommode ſo zuſammengekauert, daß ſie wie eine Greiſin ausſah, die am Verlöſchen iſt. Der Telſer aber, groß und ſtark, mit buſchigem Bart und niedriger Stirn, ſtand ratlos am Bett und ſchaute unruhig von einem zum anderen.

„Nit ſo viel weit aufi fahren mit 'm Zeug," phantaſierte der Kranke mit rauher Stimme, „i kann ja nit einſpannen; i kimm nit nachi."

„Laß lei gut ſein! Nit ſo viel reden! Jetzt wird nit gefahren," redete der Stiefbruder auf ihn ein und erneuerte den naſſen Umſchlag, der das Geſicht des Riedleitners faſt ganz bedeckte.

„Wenn man ihm an Wein gabet?" ſchlug die Krecher-Moidl vor, die gleichfalls am Bett ſtand. „Die halbe Stund iſt gleich vorbei."

„Na — i nit."

„Aber wenn's der Doktor g'ſagt hat."

„Dös glaab i nie, daß der Wein guat ſein kannt, wo er ſo ſchon die Hitzen in' Kopf hat. Überhaupts laßt mi aus mit'm Doktor! . . Wenn's

nach mir ganget, tat der Guſtl einſpannen und zum Praxmarer in die Stadt fahren, dös ſag i — und daß einer an der Kopfroſen ſterben ſoll, dös verſteh i nit und glaab's nit . . ."

„Na — in Ruah laſſen!" wimmerte die Bäuerin. „Aus und gar iſt's, da gibt's nix mehr. I moan', wir hören auf mit'm Doktern."

Der Telſer warf ihr einen wütenden Blick zu und wollte den Mund zu einer Entgegnung öffnen. Aber dann beſann er ſich eines Beſſeren und ſchwieg. Seine Hände zitterten. In jeder Bewegung lag eine gierige Haſt, die mit dem Senſenmann kämpfen wollte. Nur den Bruder nicht ſterben laſſen, bevor er ſein Zeitliches geordnet hat — das war ſein einziger Gedanke. Er rückte an den naſſen Tüchern, ſtrich die Bettdecke glatt, verjagte die Fliegen, die ſich auf die Hände des Kranken ſetzen wollten, redete ihm zu wie einem Kinde, das man beruhigen will; keinen Augenblick vermochte er ſtill zu ſtehen, ſein Geſicht glühte; eine Unruhe war in ihm, die ihn ſelber krank erſcheinen ließ; er ſeufzte, redete dann wieder mit einer ſeltſamen weinerlichen Stimme, und ſtieß die anderen beiſeite, wenn ſie ſich um den Kranken bemühten.

Es wurde immer dunkler, ſo daß der Schein der beiden Kerzen, die auf der Kommode neben dem

Glassturz standen, allmählich über das sinkende Tageslicht Herr zu werden begann. Aber das Bett lag im Dunkeln, und der Kopf des Kranken erschien wie eine formlose Masse, aus der sich von Zeit zu Zeit heiseres Flüstern hob:

„Nit so gach! Nit so gach! Laß mir Zeit, Seppl! Beim Bildstöckl vorbei fahren! . . . i sag's ja . . . muaßt mehr ummerheben, nach meiner Seit . . . die Braune verliert's Eisen . . . Schmied! Schmied! . . . na, morgen fahr i nit na Schalders . . . morgen ist Sunntig . . ."

„Alleweil hat er's mit'm Fahren. Was er nur haben mag!"

„Er wird halt schon seinen Tod spüren . . . und die Auffahrt der Seel."

„Na, nit sterben! Sterben gibt's nit," sagte der Tellser verzweifelt und fuhr sich mit seinem roten Taschentuch über die triefende Stirn. Und als ob er es in der Hand hätte, durch fleißige Pflege und Rastlosigkeit den Tod des Stiefbruders aufzuhalten, tat er von neuem ganz überflüssige Dinge, zupfte an den Kopfkissen herum, schüttelte der Reihe nach alle Medizinflaschen, die auf dem Fensterbrett standen, und roch an dem Topf mit Bleiwasser.

Die Bäuerin aber saß in stumpfer Resignation auf ihrem Stuhl und rührte sich nicht. Der kleine

Hüterjunge, der in einer Ecke kauerte, fing leiſe zu weinen an. Niemand kümmerte ſich darum. Die Luft in der Krankenſtube war warm wie in einem Backofen. Der Telſer ſtieß das kleine Fenſter auf. Aber draußen ging kein Wind, und die Hitze des Sommertages hatte kaum nachgelaſſen, nun da es dunkel geworden war.

Um neun Uhr kam der Arzt. Er unterſuchte den Kranken und machte ihm eine Einſpritzung in den Vorderarm. Als er damit fertig war, gab er noch umſtändliche Anordnungen und ſtellte ſeine Fragen, die kaum beantwortet wurden. Eine eiſige Zurückhaltung lag auf allen Geſichtern, die ihn ſchließlich ſtutzig machte. Er ſah aufmerkſam von einem zum andern und ließ den prüfenden Blick zuletzt auf dem Geſicht des Telſers verweilen, aus deſſen Augen Haß und kaum verhehlte Empörung blitzten.

„Iſt alles befolgt worden?“ fragte er endlich.

„Ja, alles.“

„Der Wein alle halbe Stund? Und die Suppen? Und die Umſchläg?“

„Ja . . . ſchon. Aber nit ſo viel beſſer iſt's geworden.“

Der Arzt zuckte die Achſeln und ging, hinter ihm her der Telſer.

„Was iſt's, Herr Doktor? Muaß er ſterben?"

„Ja."

„Und gar nix mehr zu machen? An Aderlaß vielleicht? Oder a Salbel?"

„Nix, gar nix mehr."

„Iſt ſchon ein Elend. So ein rarer Menſch!"

„Lebender*) biſt ihm nit zugegangen, Telſer — und jetzt, wo er ſterben will —"

„Es iſt von wegen meine Kinder."

„Ah, da her geht der Wind."

„Das wird nix Unrechtes ſein, wenn er vor der Bäuerin ſtirbt, haben wir's Nachſehen, und die Witfrau erbt alles, wo's doch von Rechts und Gottes wegen alles uns g'hört."

„Tut mir leid, Telſer, aber unſre Kunſt iſt am End."

„Marand Joſeph . . . haſt gar koa Trankl nit für ihn, Doktor, das, wo ihn no a biſſel aufwecket, daß er könnt' a Teſtament machen . . ."

„Laß mi aus, Telſer! Was ich hab' tun können, hab ich getan."

Der Telſer bat und flehte, mit einer Stimme, die hie und da ins Weinen umſchlug und dann wieder etwas feig Drohendes bekam. Er wußte ja: der Doktor wollte nur nicht. Den Pfeifer hatte er

*) ſo lang er lebte.

auch gesund gemacht, und den Lochtonele, der schon halb im Jenseits gewesen war, und den Seifensieder im Unterdorf, und es sollte auch sein Schade nicht sein, baleibes nicht. Ein Kalb versprach er, drei Staar Schwarzplent und Fuhren für den Neubau des Doktorhauses wollte er stellen . . . aber es half nichts, und mit einmal stand er allein im Hausgang, und das flackernde Licht sank ihm aus den zitternden Händen . . .

Nach einer Weile ging er wieder zu dem Kranken hinüber und schickte alle, die in der Stube waren, schlafen. Die Bäuerin wollte zuerst nicht; aber er stellte ihr vor, daß sie jetzt doch nichts helfen könne und daß sie bei Tag dann wieder nötig sei. So ging sie schließlich, unfähig Widerstand zu leisten, in ihre Kammer.

Es war im Dorf ganz ruhig geworden. Nur der Brunnen vor dem Hause rauschte, und wenn ein Windstoß kam, der den Wasserstrahl zur Seite warf, daß er auf den Trogrand traf, dann gab es einen häßlich kreischenden Lärm, wie von einer stumpfen Säge, die nicht recht durchs Holz will. Um elf Uhr kam einer der Knechte mit dem Fuhrwerk nach Hause. Die Pferde stampften schwerfällig durch den Hof, die Stalltür kreischte in den Angeln. Und alles versank in Nacht und Stille.

Aber in der Krankenſtube begann ein ſeltſamer Kampf. Der Telſer hatte Gott weiß in welchem Winkel der Kommode ein Stück weißes Papier und auf dem Fenſterbrett einen Bleiſtift gefunden. Damit ſetzte er ſich an den Tiſch, ſchob Flaſchen und Teller beiſeite und ſchrieb nach langem Nachdenken folgende Zeilen:

‚Teſtament.

Ich, der Riedleitnerbauer in der Riedleiten im Oberdorf, ich vermache mein Haus und Sach meinem Stiefbruder, dem Telſer auf Tels im Oberdorf, und ſeinen Kindern für treue Lieb, wo ſie zu mir gezeigt haben, und will, daß ihnen alles gehört, in Jeſu Chriſti Namen, zu uns komme ſein Reich! Amen!‘ —

Er las die Schrift zitternd durch und ſetzte noch das Datum hinzu. Dann nahm er dem Riedleitner die Tücher vom Kopf und verſuchte ihm den Bleiſtift in die Hand zu drücken. Aber die blieb keinen Augenblick ſtill, ſondern fuhr unruhig und feſt gekrampft, als ob ſie die Zügel hielte, in der Luft herum. Man ſah, er führte einen Gaul im Geſchirr, der vor ihm in die Luft ſtrebte, ein hartmäuliges, bockbeiniges Tier, mit dem nichts anzufangen, und das, wie er ſich auch bemühte, doch nicht zu meiſtern war. Aus ſeinem Munde aber kam ein ungeduldig erboſtes Ziſchen, ſein Kopf

ging hin und her, und die hageren, wettergebräunten Arme mit den knochigen Händen ſtießen Papier und Bleiſtift immer wieder von ſich.

Dem Telſer ſtand der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirn, aber er verlor die Geduld nicht. Es war erſt zwölf Uhr, er hatte noch Zeit. Er redete dem Kranken zu, ſuchte ihm mit zitternden Fingern die verſchwollenen Augen zu öffnen, bat, ſchalt, ſagte ihm, er wolle ſein Beſtes, es ſei nichts weiter, ein Stück Papier, auf das man ſeinen Namen ſetzt, baſta; jeder müſſe Ordnung machen, vom Sterben ſei keine Rede, nur ſo . . . aber der Kranke fuhr und fuhr, peitſchte ſeinen Gaul und verſtand und hörte nichts. —

Auf der Kommode ſtand ein runder Glasſturz, unter dem eine wächſerne Madonna mit dem Kinde, ein gelber mit Papierſternen beſäter Wachsſtock, eine rötliche Adlerfeder, eine kleine, nackte Badepuppe und ein länglicher, wächſerner Apfel aufbewahrt wurden. Vor dieſem Hausaltar ſank der Telſer in die Kniee und betete mit Stöhnen und Ächzen und unbehilflichem Geſtammel; dann verſuchte er es von neuem mit dem Teſtament, lange Stunden hindurch, bis der erſte, graue Schimmer durch das verhangene Fenſter hindurch ſich in die Stube ſtahl und in Stall und Haus das Leben ſich wieder zu regen begann.

Als die Bäuerin das Krankenzimmer betrat, saß der Telser wie betrunken auf einem Stuhl am Bett und redete unverständliches Zeug, aus dem man nur das heraushören konnte, daß er heute nach Mariaschnee wallfahrten gehn wollte; vielleicht, daß das noch helfe. Aber der Riedleitner führte immer noch seinen Gaul am Zügel und fuhr und fuhr.

Der Wallfahrer gibt es dreierlei Arten.

Da sind zum ersten die, die es nicht aus eigener Angelegenheit tun, Leute, die — weil es Brauch ist oder weil irgend ein Heiliger von Zeit zu Zeit Wallfahrer zu sehen gewöhnt ist — den Rosenkranz ergreifen und leid- und freudlos betend mit vielen anderen den weiten Weg auf sich nehmen. Das sind die Phlegmatiker, von denen man annehmen darf, daß sie nur durch ihre große Zahl auf den lieben Herrgott wirken.

Dann kommen die, die an der Wallfahrt wirklich interessiert sind, Glückliche, die danken, und Unglückliche, die bitten wollen. Das können Sanguiniker oder Melancholiker sein. Trinken sie unterwegs viel roten Wein und essen sie Speck dazu oder gar einen Kalbsbraten mit Salat und beten

ſie zwiſchendurch mit lauter, heller Stimme und fleißigem Atemholen, dann haben ſie zu danken. Gehen ſie aber abſeits von der großen Schar oder gar allein und machen nirgends Raſt, als an einem Wegrain unter Berberitzenſträuchern — dann haben ſie viel zu bitten, ſehr viel zu bitten. Und ſind ganz gewiß nicht glücklich . . .

✡ ✡ ✡

Nein, der Telſer war nicht glücklich, als er mit Schirm und Roſenkranz im Regen vorwärtstrabte. Er war ſchon viele Stunden unterwegs und ſah nichts als ziehenden Nebel, naſſe Lattenzäune, weidende Kühe und die aufgeweichten Geleiſe der Straße, die zwiſchen den Wieſen ſich talauswärts zog.

Vor jedem Holzkreuz knickte er im langſamen Fürbaßſchreiten leicht in die Kniee und hob einen Augenblick die betende Stimme; wenn aber der Nebel den Gekreuzigten verſchlungen hatte, war wieder nur ſein leiſes Murmeln zu hören, ein verzweifeltes, eintöniges Geräuſch, wie das immer gleiche Tröpfeln des Regenwaſſers aus hölzernen Dachtraufen.

Kam dann ein größeres Bildſtöckl, eine aus-

gemalte Nische, ein vergittertes Heiligenbild, oder gar eine melancholische Kapelle mit niedrigem Turm, dann holte der Telser Atem, kniete nieder und preßte sein Gesicht in die feuchte Maueröffnung. Er wollte bitten, bitten . . . und begann zum hundertsten Mal den Rosenkranz.

Er redete auch zwischendurch mit eigenen Worten, stellte dem Herrgott die Notwendigkeit vor, daß der Riedleitner am Leben bleibe oder doch erst sterbe, wenn das Testament in Ordnung sei. Aber es war keine Freudigkeit im Bitten, und im Fürchten und Trauern kein reiner Schmerz, mehr so ein Druck, so eine unerträgliche Last im Nacken, die nicht atmen läßt und nicht rechts noch links schauen, eine trübe, undeutliche Vorstellung von Schmerzen, die erst kommen sollen, von einem Abgrund, der sich auftun wird . . . es war auch Geiz dabei, der lang erstrebte Schätze sich entgleiten sieht, und Kälte, die sich vor sich selber verstellt und tut, als ob sie Wärme wäre. Nein, es konnte nichts daraus werden. Und das fühlte der Telser selber, und das war der schlimmste Stachel auf diesem Wallfahrtswege.

Er ging über Siebeneich ins Achental hinunter, stieg dann drüben nach St. Cassian hinauf und aß und trank nichts, bis er Mariaschnee erreichte, wo

er alle Heiligen, und im beſonderen die Mutter Gottes ſtark beſtürmte. Er tat ſogar zwanzig Kreuzer in den Opferſtock und gelobte, wenn alles gut ginge, noch eine Dankwallfahrt nach Weißenſtein.

Im Wirtshaus kam er dann, ganz ohne es zu wollen, in ein Geſpräch mit der Ausgedingerin, die in der Ecke ſaß und ſpann, und erzählte dem ſteinalten Weiblein, daß er um des Bruders Leben wallfahrte. Da wurde ihm viel Lob geſpendet, und ſchließlich meinte die Alte ſogar:

„I wüßt ſchon no eppes, was helfen könnt. Nix Beſſeres gibt's wie Wiener Kreid, dreimal in Abſam geweiht."

„Ja, woher nehmen und nicht ſtehlen?"

„I ſchenk dir a Schachtele . . . beteſt halt a Vaterunſer für die armen Seelen im Fegefeuer."

„Vergelt's Gott, vergelt's Gott in Himmel . . ."

Auf dem Heimweg hielt der Telſer krampfhaft die koſtbare Schachtel in der Rocktaſche umklammert, während die andere Hand Schirm, Hut und Roſenkranz zu tragen hatte. Es regnete immer noch in Strömen, und über den Weg liefen muntere Wäſſerlein. Aber eine große Hoffnung war in dem Herzen des Telſers aufgewacht, ja, ſo groß war ſie, daß er faſt das Beten vergaß. Erſt als er jählings entdeckte, daß er ſtill und ſchläfrig und ſtumpf durch

den Nebel schritt, schämte er sich und begann recht laut und herausfordernd zu beten, damit es der Herrgott auch hören könne.

Es wurde dunkel, und der Weg war noch weit; aber was tat's? Jetzt konnte es nicht mehr fehlen; schlug die Wallfahrt nicht an, dann hatte er ja noch die Wiener Kreid. Die mußte es machen . . .

Er war sehr müde, als er das Dorf erreichte. Die meisten Häuser waren schon dunkel, aber im Riedleitnerhof war Licht, viel Licht. Ein paar Leute standen davor und redeten leise miteinander.

Der Telser beobachtete sie nicht weiter, warf nur einen Blick durch das Küchenfenster und betrat das Haus. Aus der Stube zur Rechten kam Stimmengemurmel, eintönig, schwerfällig, furchtsam und müde. Er zog die Schachtel aus der Tasche und besann sich einen Augenblick. Ja, jetzt beteten sie wohl den Rosenkranz, Aveläuten war vorüber. Und er brachte die Rettung.

Nun stellte er den nassen Schirm in die Ecke, schüttelte die Regentropfen von Joppe und Hut und klinkte die Tür auf. Einen Augenblick stand er noch da, dann machte er einen Schritt in die Stube hinein, und dann fiel er mit harter Wucht in die Kniee. Aus war es und vorbei, alles aus . . .

Mitten in der Stube auf schrägem Tisch war

die Leiche aufgebahrt. Ein weißes Laken bedeckte sie ganz, brennende Kerzen standen zu Häupten. Und davor knieten die Hausgenossen und beteten. . . .

✡ ✡ ✡

Die letzte Totenwacht hielt der Telser. Er saß am Ofen, hatte die Arme auf die Kniee aufgestützt und das Gesicht in den Händen vergraben, und sah von Zeit zu Zeit nach dem offenen Sarg hinüber. Und jedesmal schoß ihm das Blut in den Kopf.

Draußen wurde es schon hell, unten im Tal standen unbewegliche Nebelschleier, im Wald jenseits des Bachs lockte ein Vogel. Und je mehr von dem trüben, bleigrauen Licht, das Regen verhieß, durch die Scheiben drang, je schärfer die verfallenen Züge des Toten aus weichenden Schatten traten, um so finsterer wurden die Blicke des Telsers. Ein tiefer Haß war in ihm, eine Absage an alles Lebende und Tote, ein herber, gedankenloser Schmerz, wie bei einem Kinde, das die Mutter geschlagen hat und das Unrecht erlitten zu haben glaubt. Es war doch alles so schön und gut gewesen; er hatte gewallfahrtet und gebetet, hatte das beste Mittel heimgebracht, das es weit und breit geben konnte, und dennoch war alles umsonst gewesen; grad zum

Trotz war ihm der Riedleitner vor der Naſe weg geſtorben. Er preßte wütend die geballten Fäuſte gegen die Stirn und hielt in ohnmächtigem Zorne den Atem an, bis ihm das Blut in den Ohren zu ſauſen begann. In dieſem Augenblick ſchoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß, wer tot iſt, keinen Schmerz noch Ärger mehr kennt.

Er erhob ſich ſchwerfällig und trat an die Bahre heran, gerad, als draußen der Knecht die beiden Falben über den gepflaſterten Hof zum Brunnen führte. Da ſtand nun der Telſer und ſah dem Toten mit weit aufgeriſſenen Augen ins Angeſicht.

Sein Grimm erwachte aufs neue. Weil du geſtorben biſt, weil du's nicht haſt erwarten können, ſoll ich jetzt mein ganzes Leben verflucht ſein, dachte er und hob die zur Fauſt geballte Rechte. Jeden Tag, den Gott gibt, an der Rietleiten vorbeigehen und wiſſen, daß ſie einem von Rechts wegen gehört und dennoch auf immer verloren iſt, das ertrage ich nicht. Es wurde ihm rot vor den Augen, ſeine Fauſt ſenkte ſich, wie von einem Magneten angezogen, und auf einmal, er wußte ſelber kaum wie es zuging, hatte er dem Toten einen wütenden Stoß mitten auf die Bruſt verſetzt. Im nächſten Augenblick war er drüben am Ofen und ſah ſich

zitternd um. Gottlob, es konnte keiner etwas gesehen haben, der Hof war leer.

✡ ✡ ✡

Als man den Sarg zum Hause hinaustrug und auf den Wagen schob, der ihn ins Kirchdorf hinüberführen sollte, begann es wieder zu regnen.

Die Weiber nahmen die schweren Tuchröcke über den Kopf und spannten die Schirme auf, die Pferde bekamen einen gelinden Peitschenhieb; dann entwickelte sich langsam der Zug, hinter dem Sarg die Männer, und hinter diesen bis zur Unkenntlichkeit vermummt die Frauen und Mädchen. Auf St. Cyprian schlug die Glocke an und schwang ihr eintönig-trauriges Lied über das graue, vom Nebel fast verschlungene Bergland hin. Der Telser hatte wieder die Führung übernommen und schritt, in den Knieen sich wiegend, schwerfällig und ohne aufzusehen als der erste hinter dem Wagen drein. Die knochigen Hände drehten den Rosenkranz, die Gedanken schwammen fernab in einem düsteren Meer von beängstigenden Vorstellungen, und die Lippen beteten laut und vernehmlich vor:

„Herr, gib ihnen die ewige Ruh!"

Und von der Gemeinde klang es zurück:

„Das ewige Licht leuchte ihnen!“

„Gelobt ſeiſt du Maria, Mutter der Gnaden!
Der Herr iſt mit dir.“

„Gebenedeit biſt du unter den Weibern,
Gebenedeit iſt die Frucht deines Leibes . . .“

Und immer wieder im nämlichen Wechſel ging das Gebet vom Berg der hohen, etwas näſelnden Stimme des Telſers hinab zum tiefen, vielſtimmigen Murmeln der antwortenden Menge.

Viele ſchwerfällige Füße patſchten durch den Schmutz der Straße, der Wagen ächzte und knarrte in den Federn und die Roſenkränze klapperten leiſe gegen die Schirmgriffe.

Am Dorfeingang war die Totenraſtkapelle. Dort erwartete man den Geiſtlichen.

Als die letzten Erdſchollen auf den Grabhügel geworfen wurden, ging ein Seufzer der Erleichterung durch die triefende Menge. Jeder ſpendete in der Eile reichlich Weihwaſſer, ganze Hände voll ſchütteten ſie aus; nun konnte man in der Kirche bei der Seelenmeſſe leichtlich trocknen und unbeachtet ein kleines Schläfchen machen. Mancher freilich verſchwand auch mit großen Schritten in der Gaſſe, die vom Friedhof zum Kreuzwirt führte, und mancher ſchlich ſich an der Kirchenmauer entlang, um

das Hauptportal und die Straße zu gewinnen. Der Telser aber ſtand ſchon in der Kirche unter der Orgelempore, an eine Säule gelehnt. Und als endlich unter Scharren und Huſten der Leute die Meſſe begann, ſtöhnte er aus tiefſter Bruſt und bedeckte ſich das Geſicht mit zitternden Händen. Eine Weile ging das ſo fort; dann ſah er ſich um, ſchlich ſich, da niemand auf ihn achtete, leiſe auf die Straße hinaus und eilte wie ein Verfolgter nach Hauſe.

Es regnete immer noch in Strömen, aber er ſpannte den Schirm nicht auf und ging blaß und gebückten Hauptes ſeines Weges. Im Oberdorf beſann er ſich einen Augenblick, dann betrat er den verlaſſenen Rietleitnerhof, trank am Brunnen einen Schluck Waſſer und ſchlich ſich in das Haus. Dort ging er langſam von Stube zu Stube, klopfte an die Schränke, riß die Schubladen auf und durchwühlte ſie gierig. Und je weiter er kam, um ſo finſterer wurde ſein Blick. Überall ſtrotzte das Haus vor Fülle, die Zinnteller und Krüge, die unten in der großen Stube in den Regalen blinkten, brachten mit ihrem metalliſchen Glanz eine Ahnung unerhörten Reichtums über das Haus. Es war ihm, als ob man hier nur die Hand auszuſtrecken brauchte, um ſie voller Guldenſtücke zurückzuziehen. Und das alles hätte ihm gehören können, alles war ſein,

wenn nicht . . . Er ſtampfte wie ein Raſender mit den Füßen und warf ſich dann verzweifelnd auf die Ofenbank. Aber lange blieb er nicht liegen. Es zog ihn weiter; er mußte alles ſehen, ob er auch wußte, daß er damit den Stachel, der in ſeinem Fleiſche ſaß, nur noch tiefer hineintreiben würde. Er querte den Hof und ging von Stall zu Stall. Bei den Kühen war es ganz finſter, daß er ſie nicht ſehen konnte. Aber er kannte ihre Zahl und hörte ſie mit den Ketten klirren; ihrer ſiebzehn waren es, und keine war darunter, die ihm nicht wie ein ganzes, unerſchöpfliches Vermögen erſchienen wäre. Die Pferde hörten zu kauen auf, als er zu ihnen trat, warfen die Köpfe zurück und ſahen ſich mit großen, glänzenden Augen nach ihm um. Dann ſtieg er zum Heuboden hinauf und ſetzte ſich müde und ſtumpf auf einen Holzblock, der in der Ecke ſtand. Ein Weile hörte er, unfähig irgend etwas zu denken, auf den Lärm der Dachtraufen und das undeutliche Gackern der Hühner in ihrem Stalle. Dann zog er plötzlich ein Schwefelholz aus der Taſche und rieb es an der Holzwand an. Als es endlich hell aufflammte, warf er es in den Heuſchober. Einen Augenblick ſah er noch zu, wie zuerſt ein feiner Rauch aufſtieg, dann immer mehr und mehr, es begann zu kniſtern, ein angenehmer

Geruch verbreitete ſich, und dann ſchlug plötzlich eine helle Flamme empor. Aber bevor ſie noch weiter um ſich greifen konnte, warf er ſich mit ſeinem ganzen Körper über ſie — ein verzweifeltes Wühlen und Stampfen, und nichts blieb zurück als ein dünner Rauchfaden, der ſich allmählich verkürzte und ſchließlich verſchwand . . .

Der Telſer glitt auf den Boden herab, Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, die Hände zitterten, das Herz klopfte wie nie in ſeinem Leben. Er wankte zu der Fenſterluke und ſah in den Hof hinunter. Alles ſtill noch und leer; niemand konnte ihn geſehen haben. Und nun ſchlich er ſich auf die Straße.

Es regnete. Die Wege waren verödet, die Berge ſteckten in tiefen Nebeln. Und langſam, ganz langſam, den Kopf gebückt wie ein alter Mann, der das Leben ſatt hat, kehrte der Telſer in ſein eigenes Haus zurück, ein Menſch, der nimmer froh werden kann und nimmer lachen.

Das jüngste Gericht

Auf dem Kirchturm von Araba läutete gellend die Sterbeglocke. Es war ein schwüler Sommerabend, und hinter Pordoi stiegen gelbe Gewitterwolken auf, die sich langsam ausgebreitet und schon den halben Himmel verschlungen hatten. Die Wiesen des Talgrundes bekamen dadurch eine herbstlich fahle Färbung, die mit dem Weiß der hier und dort verstreuten Häuser und dem herben Dunkelgrün der Tannen an den Berghängen seltsam kontrastierte. Die Vögel flogen aufgeschreckt nahe am Erdboden hin; es sah aus, als ob sie eiligst einen Unterschlupf vor dem Gewitter suchen wollten. Aus dem Hause des Wirtes Antonio Siorpaës drängten sich die Leute.

„He, ist er tot?“ fragte Dallagiacomo, der mit einigen anderen wartend draußen gestanden hatte, und zwinkerte lustig mit den Augen, „wird Barbara sich freuen.“

„Mauſetot. Branadura iſt bei ihr.“

„Jetzt ſchon? Kann er nicht warten, bis Antonio kalt iſt?“

„Laßt ihn nur! Ihr müßt nicht immer läſtern.“

„Läſtern? Als ob es zu viel geſagt wäre — das ganze Dorf verſündigen ſie.“

„Und Don Giuſeppe?“

„Iſt ſchon zurück mit dem Allerheiligſten. Da iſt alles in Ordnung. Antonio iſt verſehen und gut verſehen noch dazu — und wenn er keine Todſünde auf dem Gewiſſen hat, wird er nicht lange im Fegfeuer brennen müſſen.“

„Schwatzt nicht ſo,“ ſagte der alte Endrizzi, der ſich immer kratzte, „ſchwatzt nicht ſo!“ Und dann bekreuzigte er ſich und begann das Vaterunſer. Jetzt nahm ſogar Dallagiacomo den Hut vom Kopf, ſpuckte aus, ſah von einem zum andern und ſtimmte, da er alle die Lippen bewegen ſah, in das Beten der andern ein.

Aller Stirnen waren ernſt gerunzelt; die Augen trüb, wie erloſchen, ſuchten den Himmel ab, der immer fahler geworden war, zugleich mit der heraufſteigenden Nacht. Die Felſen des Pordoi leuchteten weiß und kalkig wie eine ungeheure, verwitterte Beinpyramide. Die Glocke läutete immer noch fort. Aber abſeits von den andern, an den ge-

ſchwätzig rauſchenden Brunnen gelehnt, ſtand Conſtantino Bernardi, preßte den zerlumpten Hut an die Bruſt, hatte das hagere Geſicht mit den weißen Bartſtoppeln zum Himmel erhoben und dachte daran, daß der Weltuntergang nicht mehr fern ſein konnte. Irgend etwas Beſonderes ging vor, das merkte man an allem. Schon dieſer Frevel, daß Branadura dem ſterbenden Siorpaës, mit deſſen Weib er nun in das zehnte Jahr buhlte, die Augen zudrückte, konnte nicht ungeſtraft bleiben. Mit heimlicher Freude ſah er die Wetterwand wachſen. Gott war lebendig und kannte aller Menſchen Tun und Denken. Herr, recke aus deine ſtarke Hand und zertrümmere das Haus derer, die deinen Namen ſchmähen!

Dallagiacomo trat zu ihm: „He, Conſtantino! Daß du ihn ordentlich raſierſt, damit es eine ſchöne Leiche gibt. Man iſt nicht mehr ſo zufrieden mit dir wie in den früheren Zeiten. Dem alten Gasparo haſt du auch die halben Haare auf der Backe ſtehen laſſen — hat ausgeſehen wie dein Hund, ſeit er die Räude hat.“

Bernardi wandte ihm ſein finſteres Antlitz zu: „Dreckkerl! Spare deinen Spott! Ich werde dich auch noch raſieren, wenn du auf dem Schragen liegſt, dich und alle die anderen — — ich ſage dir,

der Ruchlose wird sein Blut verlieren und seiner Augen Licht, und wer dem Himmel ins Antlitz speit, soll nicht sein Leben behalten."

„Spintisierst du schon wieder, Nachtwandler du? Haha, habt ihr's gehört, was er gesagt hat?"

Aber Bernardi wandte sich und ging, ohne die Zurufe der andern zu beachten, langsam mit schleppenden Schritten der Kirche zu, die auf einem kleinen Hügel etwas abseits drüben am Bache stand.

Branadura zündete oben in der Kammer bei dem Toten zwei Kerzen auf der Kommode an und setzte sich dann wieder still in eine Ecke. Barbara Siorpaës, ziemlich üppig und nicht mehr jung, mit etwas vorstehenden Zähnen und weiten Nasenlöchern, stand neben dem Bett, die Arme untergeschlagen, verschlafen und gleichgültig. Ihre Augen waren klein und grausam, glitten von dem Toten zu Branadura hinüber, verglichen gleichsam. Es roch nach Weihrauch und Kampfer. In der Tür lehnten unentschlossen der Knecht und Maria Carina, die Viehdirne. Ein altes Weib, die Marietta, die bei keinem Sterbenden noch gefehlt hatte, kniete vor dem Bild der Muttergottes und betete den Rosenkranz.

„So — dann müſſen wir wohl gehen," ſagte der Knecht. „Da iſt nichts mehr zu helfen."

„Ja, geht und ſchaut, daß alles in Ordnung iſt," ſagte die Barbara. „Das Schweinefutter muß auch noch geſotten werden. Vorwärts! Vorwärts! Da iſt nichts zu glotzen! — Und du, Marietta," fuhr ſie auf die Alte los, „für dich hab' ich's auch geſagt. Du kannſt den Bernardi holen, daß er ihn raſiert und herrichtet."

„In Gottes Namen denn," ſagte die Alte und richtete ſich mühſam auf, als ob ſie aus frommer Verzückung erwachte — „und nimm dir's nicht gar zu ſehr zu Herzen."

Aus der Ecke, wo Branadura ſaß, kam ein Geräuſch wie unterdrücktes Lachen. Aber die Wirtin machte eine unwillige Handbewegung. „Schwatz nicht, Marietta . . . wenn du nicht vorwärts machſt, iſt er in der Kirche und kommt heut nicht mehr her. Es wird ſchon dunkel."

Als ſie mit Branadura allein in der Kammer war, bückte ſie ſich noch einmal über den Toten und leuchtete ihm ins Geſicht.

„Ich habe Angſt," ſagte ſie; „mein Vater, als er tot war, hatte Flecken im Geſicht."

Branadura lachte wieder. „Wenn's der Don Giuſeppe geſagt hat, wird es wohl ſeine Richtig-

keit haben. Oder hat er's nicht etwa selber gesagt?"

„Ja, das schon, aber . . ."

„Wir heiraten jetzt, hörst du? Bevor die anderen kommen und überall herumschnüffeln, muß es in Ordnung sein."

Barbara sah ihn geringschätzig an. „Heiraten? Warum? Etwa weil du . . .?"

„Du wirst dich nicht sträuben."

„Das will ich auch nicht — vielleicht. Aber jetzt mag ich nicht davon reden."

Branadura pfiff durch die Zähne. „Ist gut so — einmal muß es doch gesagt sein, Barbara."

Aber das Weib sah mit starren Augen auf den Toten und seufzte. „Hätte er nicht warten können, bis das Heu auf der Alm gemäht ist? Nun habe ich das Haus voller Leute, und keiner weiß, wo angefangen werden soll."

„Laß mich nur machen — ich will schon aufpassen."

„Fürs Aufpassen bin ich da. Tu nicht so, als ob du schon der Herr von allem wärst. Verstanden?"

„Du bist immer gleich so mißtrauisch. Ich sag' ja nichts . . ."

„Nun, es ist gut so . . ., he, donnert es nicht?"

Beide horchten einen Augenblick; aber es war

nichts als das ferne Rauſchen des Baches und das Zuſchlagen einer Tür irgendwo im Dorf.

✡ ✡ ✡

Marietta lief geradewegs nach der Kirche, wo ſie den Bernardi, der auch das Meßneramt verſah, beim Kehren des Fußbodens antraf.

„Was ſoll's?“ fragte der Alte und ſah ärgerlich von ſeiner Arbeit auf.

„Ich komme von der Barbara Siorpaës. Ob du ihn heute noch raſieren und herrichten willſt?“

„Iſt ja ſchon Nacht.“

„Ja, die Barbara meint halt — es käme ihr auch auf einen Gulden nicht an.“

„Weib, der Herr hat die Händler aus dem Tempel gejagt. Wie kannſt du in der Kirche von Geld und Schacher reden.“

„Mein Gott, wer wird denn alles ſo genau nehmen. Sie bittet dich halt ſchön. Wenn's bis morgen bleibt — du weißt ja, wie's geht. Dann ſagen ſie alle, dem Toten iſt keine Ehre geſchehen.“

„Ehre! Ehre! Dem Siorpaës keine Ehre geſchehen! Und der Branadura? He? Sagt der das auch? Aber wehe denen, die Gott läſtern.“

„So kommſt du?“

„Wenn ich nicht komme, so geschieht dem Unschuldigen Strafe. Ich muß wohl. Aber sag der Barbara, daß ich sie nicht sehen will. Sie nicht und keinen — eine Laterne soll sie mir im Hausgang hinstellen, nichts weiter . . .“

Don Giuseppe steckte den Kopf bei der Tür herein. „He, seid Ihr da, Bernardi?“ Die Marietta lief auf den Geistlichen zu und küßte ihm die Hand.

„Ah, sieh da, Marietta . . ., ja, ich will noch nach Pieve zu Don Fabrizio. Bernardi, also ich bin in Pieve.“

„Ich höre es, Hochwürden. Aber ich meine, es kommt ein Wetter.“

Der Geistliche lachte. „Immer so mißtrauisch, Bernardi. Aber ich glaube es nicht einmal. Der obere Wind geht von Norden. Also in Pieve!“

Und dann ging er, mit seinem Regenschirm bewaffnet, starken Schrittes den Kirchhügel hinab, daß die rückwärts aufgesteckten Schöße seines langen Rockes lustig hinter ihm herflatterten. Die Marietta bekreuzigte sich einige Male, sprengte Weihwasser und ging dann mit wichtigem Gesicht wieder dem Wirtshaus zu. Immer wenn einer starb, hatte sie ein freudiges Gefühl über die Vergänglichkeit der anderen. Jeder Tod war für sie ein neuer Beweis, daß sie selber noch lange, lange nicht zu sterben hatte.

Aber Bernardi brachte erſt die Kirche in Ordnung, ſtand dann noch eine Weile draußen vor der Tür und muſterte den Himmel. Es war vollkommen Nacht geworden, und über dem Talkeſſel brütete eine undurchdringliche Wolkenwand, die auch die höheren Gipfel und vor allem den Pordoi bis tief herunter verhüllte. Über dem Talausgang, gegen die Marmolata zu, wetterleuchtete es. Der Bach rauſchte beklommen, als murmele er Bittgebete und fürchte ſich.

Bernardi ſchüttelte mürriſch den Kopf. Dann holte er ſein Raſierzeug und tappte ſich den dunklen Weg zum Wirtshaus hinüber.

Im Hausgang ſtand, wie er es angeordnet hatte, die Laterne. In der Wirtsſtube nebenan hörte er die Barbara mit Branadura leiſe reden. Er bekreuzigte ſich und ging ſchweren Schrittes die Steintreppe hinauf. Oben ſaß die Marietta auf einer Bank, in der Hand den Roſenkranz.

„Brauchſt du mich, Bernardi?“

„Nein — keinen Menſchen. Wo iſt die Kammer?“

„Hier, vor deiner Naſe. Und wenn du etwas brauchſt, ſo magſt du nur rufen. Ich bin in der Küche.“

Bernardi trat in die Kammer und zog die Tür hinter ſich wieder ins Schloß. Dann ſtellte

er die Laterne auf die Kommode neben dem Bett. Die kleine Uhr an der Wand tickte eilig, an der Decke ſummte eine große, blaue Fliege und ſtieß im Flug bald gegen die weißgekalkten Wände, bald gegen das kleine Fenſter, hinter dem dumpf brütend und gewitterſchwer die Nacht lauerte. Bernardi ſchlug das Laken zurück, das den Toten bedeckte. He, haben ſie dich zugedeckt? Jetzt ſitzen ſie unten und verteilen die Erbſchaft? He, haben ſie dir am Ende was eingegeben, damit es ſchneller geht? Der Branadura iſt ein Gefährlicher . . . wie's donnert, hörſt du jetzt auch nicht mehr. Haſt du deine Sünden gebeichtet? He? Haſt du dem Hochwürdigen von dem Mädchen gebeichtet? Der Carlina, die ins Waſſer gegangen iſt? — Du biſt noch keiner von den größten Sündern. Wir ſind alle Sünder — alle, alle — ich ſelber ſchlage an meine Bruſt; aber ich habe nicht wiſſentlich gefehlt, ich nicht.

Er langte in das Weihwaſſerkeſſelchen an der Wand und beſprengte den Toten und ſich ſelber. Und dann fiel er auf die Kniee, ſtützte die Stirn gegen die Bettkante, betete ſtumm und horchte auf das ferne Rollen des Donners. Das Licht in der Laterne brannte trüb, die Kerzen flackerten von Zeit zu Zeit, unbeſtimmte Schatten huſchten über das Lager. Aber in den Augenlidern des Antonio

Siorpaës war ein leichtes Zucken, und die eine Hand öffnete langſam, ganz langſam die feſtgekrampften Finger.

Bernardi ſah es nicht. Er betete. Herr, gib den Untergang, daß einmal ein Ende werde! Daß den Gaunern und Mördern der verdiente Lohn werde, daß wir, die wir deine Gebote halten, endlich deine Glorie ſehen können . . . gloria in excelsis, domine . . . ich bin dir treu . . . laß alle Spötter vergehen . . . ſieh auf mich, deinen Knecht — Herr, es iſt an der Zeit, es iſt an der Zeit — ſie ſpotten deines Namens — Herr Jeſu, komm — übe Erbarmen an denen, die deinen Namen anrufen — wehe allen denen, die dich verleugnen — ſtoßet in die Poſaunen, ihr Engel — alle Heiligen, bittet für mich armen Sünder — heiliger Conſtantino, bitte für mich, wenn der Herr die Gerechten von den Ungerechten ſcheidet, wenn ich auf dem Schragen liege wie dieſer da, der ein Gottloſer war und dennoch vielleicht eingeht in das Paradies — wenn du ihn aufnimmſt, ſo mußt du auch mich aufnehmen — ich war immer dein getreuer Knecht — ich war immer an des ſüßen Herrn Jeſu Bruſt — erlöſe uns von dem Übel — domine, domine, ora pro nobis peccatoribus — — —.

Wieder rollte ferner Donner durch das Tal,

und durch das offene Fenſter klang das Rauſchen des Baches hohl und ſchwer herein, als ob er Steine mit ſich führte, wie ſonſt erſt nach dem Wetter, wenn die in den Felswänden gelöſten Brüche zu Tal kommen. Bernardi ermannte ſich, richtete ſich langſam auf und langte nach ſeinem Raſierzeug. Dann ſchob er dem Antonio ein zuſammengelegtes Kiſſen unter den Nacken, ſo daß der Kopf nach hinten hing und der Hals ſich ſtraffte. Unter den halbgeſchloſſenen Lidern brach ein ſtarrer Blick hervor, hartnäckig auf einen Punkt an der Decke gerichtet. Ein leiſes Knirſchen kam von den feſt aufeinandergepreßten Lippen. Bernardi hörte es nicht. Er zog ſein Raſiermeſſer an einem Riemen ab und ſchlug mit zitternder Hand in dem zerbeulten Becken Schaum. Dann ſetzte er die Laterne auf das Kiſſen. Aber kaum hatte der kalte Seifenſchaum das Kinn des Siorpaës berührt, als die Augen des vermeintlich Toten ſich öffneten und ein krampfhaftes Zucken durch den langausgeſtreckten Körper ging. Und im nächſten Augenblick kam ein gurgelnder Ton aus ſeinem Mund; noch ein Ruck, und Siorpaës ſaß aufrecht auf ſeinem Lager. Bernardi fuhr zurück und ließ Pinſel und Meſſingſchale fallen. Wie ein Blitzſchlag traf es ihn — die Toten, die Toten ſtehen auf — ich habe die Toten erweckt,

die Toten — und mit einem Satz war er an der Tür, riß sie auf und brüllte hinaus: „Die Toten — die Toten — kommt alle, kommt — ich erwecke die Toten — fallt auf die Kniee und betet an — ich bin der Herr — ich erwecke die Toten.“

Aber Antonio saß auf dem Bettrand, stützte sich mühsam auf beide Arme und verstand nicht ... Da, was wollte der Bernardi.. was brennen die Kerzen.. mein Kopf, mein Kopf ... sie sollen mir Wasser geben. „Wasser,“ ächzte er, „ich verdurste — Wasser!“

Constantino stand immer noch an der Tür, breitete beide Arme aus und schrie mit gellender Stimme: „Ich erwecke die Toten — ich bin der Herr — betet an — ich bin der Herr — und meine Engel stehen zur Rechten und zur Linken — ich lasse sie in die Posaunen stoßen, zu erwecken die Toten und die Lebendigen.“

✡ ✡ ✡

Aus allen Häusern kamen die Leute gelaufen. Denn Marietta rannte von Tür zu Tür und schrie verzückt und heiser: „Der Bernardi hat den Siorpaës von den Toten erweckt — ich habe es gesehen — mit Handauflegen wie der Herr — ich habe es selber gesehen ...“

Die Nacht war dunkel und wild. Nur wenn das Wetterleuchten im Süden einen Augenblick aufblitzte, sahen die Leute, die vor dem Wirtshaus zusammenliefen, ihre gespenstisch bleichen Gesichter mit den erschreckten Augen, die weißen, traumbefangenen Häuser, die ragenden Berge, die in Wolken sich verloren.

Barbara war beim Brunnen zusammengebrochen, schrie und rang die Hände und stammelte wirre Gebete: „Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns — bitt' für uns hier und beim jüngsten Gericht — — und vergib uns unsere Schuld — und straf' uns nicht — ich habe gesündigt . . ."

„Was ist? Was ist?" schrieen die Leute.

„Der Bernardi hat einen Toten auferweckt."

„Wer? Constantino Bernardi?"

„Ja, die Marietta hat es selber gesehen — mit Handauflegen wie der Herr."

„So wimmere doch nicht so, Barbara."

„O, heiligstes Lamm Gottes — wir müssen alle sterben."

„So seid doch vernünftig — schreit nicht so."

„Hört ihr nicht, wie er betet?"

Von hinten drängten die Leute nach, aber niemand wagte den Hausgang zu betreten. Die Stimme Bernardis tönte schrill von oben herab: „Stehe

auf und wandle, ſage ich dir; denn ich erwecke dich zu neuem Leben — ich ſah deiner Sünden Unzahl und vergebe — denn ich bin der Heiland; zu des Vaters Rechten ſitze ich, kyrie eleison — folget mir alle, ihr Völker der Erde, denn ich führe euch zu dem Vater — te dominum laudamus."

Ein kurzer Donner rollte über das Tal. Immer noch kamen Leute gelaufen; einige brachten Laternen mit. Albertazzi ſelbſt, der Spötter, war gekommen. Er hielt ſich zu hinterſt; aber auch ihn hatte eine ſchreckliche Unruhe erfaßt. Was war das? Was war das? Und wenn Bernardi wirklich den Siorpaës von den Toten erweckt hatte? Heilige Mutter Gottes! Das Wetter! Das Wetter! —

„Holt Don Giuſeppe!" hieß es, „er muß helfen."

„Er iſt in Pieve, bei Don Fabrizio. Ich ſah ihn gehen."

„Süßer Jeſus — wie es donnert!"

Der dicke Vigilio Cerri, der Bürgermeiſter, drängte ſich durch die jammernden Leute und ſchrie: „Wir müſſen hinauf!" Aber niemand hatte Mut.

„Geh du doch zuerſt, du biſt der Bürgermeiſter," ſagte Arſa, der Schuſter, bleich wie eine Wand. Und andere gaben kopfnickend ihre Zuſtimmung zu erkennen. Ja, das war nicht ſo einfach . . . ſie hatten es immer geſagt, der Bernardi konnte mehr

als miniſtrieren und Wetter vorausſagen. Alles wich zurück, und es ſah aus, als ob der Platz bald ſtill und verlaſſen ſein würde, als ein paar Burſchen über Branadura herfielen, der ſchreckensbleich an einem Baume lehnte: „He, Branadura — er ſoll voraus — vorwärts! — Seht das Vieh! Seinetwegen ſtraft uns Gott.“ Und da er ſich nicht wehrte, wurde er in den Hausgang und die Treppe hinauf geſtoßen. Hinter ihm drein wälzte ſich die erregte Menge, alles in allem vielleicht hundert Köpfe, Weiber und Männer.

Die Tür der Kammer ſtand weit offen. Antonio Siorpaës, der Auferſtandene, war kraftlos zurückgeſunken; die hageren, dichtbehaarten Beine hingen über die Bettkante herab. Zwiſchen den Lippen ſtand weißlicher Schaum. Er bewegte den Mund, brachte aber nichts heraus als ein unverſtändliches Lallen. Die Augen gingen unruhig fragend von einem zum anderen. Am Fenſter ſtand Bernardi mit weitausgebreiteten Armen und brüllte:

„Kommt und ſeht! Alle! Ich bin der Herr und erwecke die Toten — Antonio Siorpaës, ich ſage: ſtehe auf und wandle! und alſo iſt er auferſtanden von den Toten — denn ich regiere die Welt — kommt her und betet an — fallt auf die Kniee und ſingt Kyrie eleison —“

Und die Vorderſten, die mit dem wankenden Branadura an der Tür ſich drängten, fielen auf die Kniee, da ſie ſahen, wie der von den Toten Erſtandene ſich regte. Der alte Endrizzi ſchrie und ſchlug mit dem Kopf auf den Boden. Bonaventura Orſolai riß ſich ſtöhnend über der Bruſt das Hemd auf, als ob er erſticken müßte. Ein Wunder! Ein Wunder! Herr, gehe nicht ins Gericht! Wir haben geſündigt. — Barbara lallte verrückt vor wahnſinniger Furcht wie ein Kind, das Schläge bekommen ſoll, Matteo Stampieri hatte die Hände erhoben und ſang die Marienlitanei.

Andere drängten in die Kammer herein, röchelnde Schreie erſtickten in dem ungeheuren Tumult, Sabina Cagliari, die ſeit acht Monaten ſchwanger ging, brach unter plötzlichen Wehen auf der Treppe zuſammen.

„Läutet die Glocken," ſchrie Bernardi, „zur Kirche, zur Kirche! Ich will eure Seelen retten! Ich habe die Macht, zu vergeben, wie ich die Toten erwecke."

Viele Hände ſtreckten ſich ihm zitternd entgegen. „Bernardi, ſieh auf mich! Ich war dir immer ergeben — nein, du mußt mich hören — mich — mich — ſo laßt mich doch vor — Herr, du mein Gott, ſie erdrücken mich — Bernardi, denk' an meine Giuſeppina, ſie ſtirbt — —"

Der Roncone hielt ihm ſein linkes Bein hin,

das ein tiefes Geschwür zeigte, Matteo Vernale bat für eine Kuh, die gerade heute erkrankt war — sie hatte den Bauch geschwollen und fraß nicht; jeder schrie sein Anliegen in den Tumult und wollte die anderen zurückdrängen; aber Bernardi sah und hörte nichts und wankte der Tür zu, vor und neben ihm her die Bittenden mit heftigen Gestikulationen, allen aber voraus schreiend und mit den Händen heftig um sich schlagend, Branadura, in die Nacht hinaus, die mit fernen Blitzen und drückender Windstille über dem Tale lag. Ein paar Männer faßten Bernardi an, hoben ihn in die Höhe und trugen ihn, ehrfürchtig gebückt, als hätten sie die Kirchenfahne in Händen oder das wundertätige Bild des heiligen Kassian, keuchend über den steinigen Weg zur Kirche. Das karge Licht der Laternen leuchtete blinzelnd durch die Nacht. Der Bach rauschte wie mit schweren Seufzern aus gepreßter menschlicher Brust. Und droben in der verlassenen Kammer lag Antonio Siorpaës in krampfhaften Zuckungen, mit den nackten, immer noch über den Bettrand herabhängenden Beinen und mit Augen, die rastlos in ihren Höhlen hin und her wanderten und immer noch nicht begreifen konnten.

Massimo Cadei und Beppo Zotti hingen sich wie wild an die Glockenseile. Beide Glocken, die St. Kassian geweihte und die ‚Il Toro Grande' genannte, heulten ihren Weckruf in die Nacht hinaus. Aber zwischen den Felsen und Wolkenschleiern verhallte machtlos ihr Tönen, und das immer noch ferne Donnern und das langgezogene Rauschen des Baches blieben Sieger. Unten in der Kirche stand Bernardi auf dem Altartisch und lehnte sich erschöpft und die Arme ausgebreitet mit dem Rücken an das schwere Kreuz. Seine Kleider waren aufgerissen, die rechte Hand blutete.

Die Kerzen brannten, aber von der gewölbten Decke, die den Sternenhimmel vorstellte, hing schweres Dunkel herab. Durch die offen gebliebenen Türen brachte von Zeit zu Zeit ein Windstoß Staub und den Geruch ausgetrockneter Ackererde herein. In den zwei Beichtstühlen verkrochen sich ein paar Kinder, die vor Furcht sich kaum zu atmen getrauten. Die Glocken stürmten, und Bernardi schleuderte seine wilden Sätze auf die Knieenden herab.

„. . . Verflucht sollen sein, die mich nicht anbeten. Ich bin der Herr und ausgestattet mit aller Macht, die Toten zu wecken und die Lebendigen zu töten, denn dieses ist der jüngste Tag. Ihr habt gehurt und gespottet. Ein fürchterlicher Ort ist die

Hölle. Ich bin hindurchgeschritten und habe nicht gezittert. Die Hölle ist ein großes Tal, wüster als Val Lasties, mit eisernen Ketten, an denen die Verdammten angeschmiedet sind. Da gibt es Wehgeschrei. Wehe! Wehe! Bereut eure Sünden und betet mich an! Ich habe alle Macht über die Menschen. Wenn ich den Finger hebe und auf einen deute, so ist er verfallen . . ."

Er hob den Arm; da gellte ein Schrei durch die Kirche. Auf wen würde er deuten? Und alles starrte angstvoll zu ihm empor. Sabina Cagliari, die, von zwei Weibern gehalten, vorn an den Altarstufen knieete, fiel jammernd vornüber. Barbara zerschlug sich mit den Fäusten jammernd die Brüste, und Albertazzi fühlte in bodenlosem Entsetzen seine Kniee wanken. Aber die Gefahr ging noch einmal vorüber.

„. . . und da ich durch die Hölle ging, sah ich die Verdammten, Barone, den Spieler, und Anarchi und Barassi, Luigi Malle, Antonia Comforti und Rosa Mazzon. Sie brüllten. Aber ich verachtete sie. Ich verachte alle. Denn ich bin groß und stark. Ich bin der Herr. Und den Vorhof der Hölle sah ich mit allen seinen Strafen. Und das Fegefeuer. Da ist es kalt und dunkel und ewige Ora pfeift, daß man den Kopf nicht aufheben kann

vor Staub und Geſtank. Im Himmel ſitze ich auf meinem Thron. Die Engel lobpreiſen mich. Und alle Heiligen ſingen Litanei. Schöne Jungfrauen küſſen meine Füße. Kommt und tut Buße; mein Zorn iſt groß . . .“

Da ſchob ſich die Barbara auf den Knieen die Altarſtufen hinauf, beugte den Kopf mit den aufgegangenen Haaren in den Staub und bekannte:

„Ich habe ihn betrogen. Ich bekenne es. Herr, ſei mir gnädig! Mit Branadura lag ich im Bette, oft, ſeit vielen Jahren. Er wollte es, und ich habe es getan. Als Antonio krank wurde, habe ich gelacht vor Freude. Gnade! Gnade!“

Und andere drängten ſich herzu und geſtanden. Endrizzi hatte in Corvara Schafe geſtohlen. Stampieri hatte zuſammen mit Cerri, Calvo und Bondone auf der Alpe Inciſa einen Fremden getötet und beraubt, vor ſieben Jahren, ihr wißt ſchon, den Deutſchen, den ſie damals ſo lange ſuchten. Urſula Cadei verkaufte ſich für Geld und Sabina Cagliari, die ſich in Wehen wand, ſtöhnte, daß ſie dieſes Kind von einem Geiſtlichen empfangen. Giovanni Cèe ſelbſt warf ſich in den Staub und wimmerte ſein Sündenbekenntnis. Zanoi, der kein Mädchen in Ruhe ließ, faßte ſich mit beiden Händen an die Kehle, als ob er ſich den Hals zerfleiſchen

wollte, dann wandte er ſich plötzlich dem Ausgang zu und ſtürzte hinaus; hinter ihm her ein paar Männer, die ihn halten wollten.

Aber hoch über allen ſtand Bernardi an ſeinem Kreuz, fegte mit den Armen durch die Luft und ſchrie:

„Seht her, ich bin der Heiland. Ich nehme eure Sünden wie ein Bündel trockenes Holz und zerbreche ſie in meinen Händen, daß ſie im Wind zerſtieben. Kommt her zu mir, ich vergebe, vergebe, wenn ihr Buße tut. Heut iſt das jüngſte Gericht. Denn ich bin der Heiland, der die Toten erweckt und die Lebendigen. Laſſet die Glocken läuten. Und nach den Glocken kommt der Sturm. Von Norden wird das Waſſer fließen. Alle Bäche werden über die Ufer treten. Die Berge ſtürzen zuſammen, Pordoi und Marmolata und Saß di Capello und Nuvollau . . .“

Die Cagliari und Roſa Palli, ein ſechzehnjähriges Mädchen mit blaſſem, gedunſenem Geſicht, wanden ſich in Krämpfen, Marietta lag ausgeſtreckt in der Mitte der Kirche auf dem Eſtrich und bat alle, mit den Füßen auf ſie zu treten. Aber Valentino Zumort ſtürzte in die Kirche herein und ſchrie: „Zanoi iſt tot; er iſt in den Bach geſprungen.“ Niemand achtete des Rufers. Denn oben auf dem Altar ſtand Bernardi, riß ſich die Kleider von den Gliedern

und schrie: „Ihr sollt sein wie die Kinder. Tut ab die Eitelkeit von eurem Leibe. Denn der Herr schätzt den Menschen nicht nach seinem Gewand."

Und alle taten es ihm nach und betasteten einander gierig. Aus dem Dunkel unter der Kanzeltreppe erscholl das Getöse eines kurzen, wohllüstigen Kampfes, das Kreischen verzückter Weiber und das dumpfe Brüllen der Männer, die sich über sie warfen.

Nur Dallagiacomo, der mit lauerndem Gesicht bisher als ein Unbeteiligter hinten am Taufstein gestanden hatte, ließ sich auch jetzt nicht mit fortreißen. Aber da er sah, wie immer mehr dieser armseligen, von Alter und harten Entbehrungen ausgedörrten Leiber aus den Lumpen zum Vorschein kamen, zögerte er nicht länger und stürzte hinaus, nach Pieve, Hilfe holen.

Die Glocken läuteten schon lang nicht mehr. Zotti und Cadei schlugen die blutenden Stirnen gegen den Estrich. Wenn es wetterleuchtete, erhellte der gelbe Schein für kurze Augenblicke das Innere der Kirche. Und Bernardi, vollkommen nackt, mit braunen, abgezehrten Gliedern, blutend und von heiliger Raserei hin und her geschüttelt wie ein Märtyrer im Opfertod, stand immer noch auf dem Altar und schrie seine Bußreden in das Getümmel

hinab. Niemand hörte ihn mehr in dem Lärm, der immer noch wuchs und wie ein mißtönendes Kreiſchen die Wölbungen der Kirche erfüllte und weder den Donner draußen noch das Rauſchen des Baches aufkommen ließ.

Vigilio Cerri hatte eine Kirchenfahne ergriffen und trug ſie allein mit ungeheurer Kraft zum Altar. Bernardi faßte die Monſtranz, riß die Hoſtie heraus, verſchlang ſie gierig und zeigte auf Branadura, der mit weitaufgeriſſenen Augen auf der Kanzeltreppe ſtand.

„Wehe, der Teufel! Was ſtehſt du da und ſpeieſt deinen Geifer auf die Frommen! Sehet den Teufel! Er iſt gekommen, der Antichriſt, wie es geſchrieben ſteht vom jüngſten Gericht. Wolf du, mit giftigen Zähnen, ich zertrete dich, ich ſtürze dich hinab in den Rachen der Hölle — was erhebſt du dein Haupt! Ja, belle du nur! Ich ſchicke meine Engel wider dich mit flammenden Schwertern —, verkleidet kommſt du als ein Wolf im braunen Rock, aber ich kenne dich, Beelzebub —“ und mit ohnmächtigem Schwung ſchleuderte er die Monſtranz gegen ihn. Aber Branadura wartete nicht. Während hundert Arme ſich gegen ihn erhoben, ſprang er, heulend wie ein wildes Tier, mit einem Satz über die geſchnitzten Bänke, warf zwei Weiber,

die ſich ihm entgegenſtellen wollten, über den Haufen und war im Augenblick an der Tür.

„Wer den Wehrwolf mit den Zähnen zerreißt, dem ſollen alle Sünden verziehen ſein!“ ſchrie Bernardi und ſprang vom Altar herunter.

„Ihm nach! Ihm nach!“

„Fürchtet euch nicht ... ich habe ihn mit Furcht geſchlagen ... er kann nur mehr heulen ... in einen Wolf habe ich ihn verwandelt ohne Zähne.“

„Wir fürchten uns nicht!“ ſchrieen die Weiber und ſchlugen ſich prahleriſch auf die nackten Hüften.

„So will ich ihn packen,“ ſagte keuchend die Barbara und preßte die geſpreizten Finger in ihre eigenen Brüſte. „Wie ein Stück Fleiſch — das Aas.“

Im Augenblick hatten ſie die Fahnen ergriffen und liefen durch die Kirche, voraus Bernardi ſelbſt mit blutenden Händen und Knieen. Die Weiber warfen ſich auf den Boden und boten ihre Glieder den zermalmenden Füßen dar. Ein Stampfen und Krachen — Staub in der flimmernden Luft und Geruch von Blut und Unrat — erſtickte Schreie: „Herr, du mein Jeſus!“ — „Ich habe geſündigt, zertretet mich!“ — Wollüſtig-ſchmerzliches Kreiſchen — das Winſeln eines Weibes in letzten Wehen — und draußen in immer weitere Ferne fliehend Branaduras Heulen.

Ihm nach stürmte wie eine losgelassene Meute die Schar der Verzückten, über den Kirchhügel hinab, an den dunklen Häusern vorbei, über Zäune und gluckende Rinnsale, durch den lauen Treibhausdunst der Gewitternacht.

„Hört ihr ihn heulen? — Jetzt hat er sich in einen Wolf verwandelt, nein, nein — Bernardi hat ihn gebannt — wie er rennt — er will in den Wald . . ."

Die Kirchenfahnen, schwankend wie dünne Halme im Wind, verfingen sich in den Ästen der Eschen, die am Wege standen. Mancher fiel und blieb liegen. Aber über ihn hinweg ging die Jagd, Bernardi immer noch voraus, nackt und blutend.

Branadura hatte einen großen Vorsprung. Aber seine Kraft ermattete. Und dann die Angst, die fürchterliche Angst! Was nützte das Fliehen, wenn Bernardi ihn gezeichnet hatte, der die Toten erweckte? Hu, wie er dagesessen hatte, Antonio, mit diesen Augen! Und nun hieß es laufen, auf allen Vieren laufen . . . Jetzt krachte es schon hinter ihm in den Erlen. Und verzweifelt warf er sich vorwärts. Aber was war das! Vor ihm, den Weg versperrend, floß dumpf brüllend, von versprühtem Wasserstaub eingehüllt, der Cordevole. Blind vor Entsetzen setzte er zum Sprung an — da riß ihn

ein von Bernardi geſchleuderter Stein zu Boden, und wie eine Meute von Hunden fielen die Verfolger mit den Zähnen über ihn her.

✡ ✡ ✡

Wenige Augenblicke ſpäter zogen ſie im Scheine mächtiger, von Arri und einigen andern angezündeter Feuer ſchreiend und ſingend zur Kirche empor. Das war der Kreuzzug Gottes wider den Teufel. Voraus Bernardi. Er klatſchte in die Hände, an denen Blut und Haare klebten, tanzte ſinnlos wie ein Betrunkener und ſprudelte eine nimmer endenwollende Flut von Worten hervor. Seine Lippen waren ſchwarz, vertrocknet, aufgeriſſen, die Augen glühten, und der hagere Körper war mit Blut und Erde über und über bedeckt. Die Weiber lachten und ſchrieen, die Männer hatten ſie an den Haaren gefaßt und zogen ſie hinter ſich her. Beppo Zotti trug Roſa Palli auf den Schultern und gröhlte immer denſelben Vers eines gemeinen Liedes. Es fielen klatſchende Schläge, Gelächter und Schimpfworte hallten von den Häuſern zurück. Aber von Pordoi kam plötzlich ein Windſtoß herab, der in die Nebelbank ſtieß und ſie zerteilte. Zwiſchen den jagenden Wolken traten die Sterne hervor. Aus

weiter Ferne flog ein Sauſen und Rauſchen heran, wurde ſtärker, kam näher, immer näher, ein heulendes Brüllen raſte von den Bergen herab, und in den erſten Güſſen des ſtrömenden Regens ſtand Bernardi ſtill und faßte mit beiden Händen an ſeine Bruſt. Seine Augen verdrehten ſich, er wankte und ſtürzte, wild um ſich greifend, für immer zuſammen.

Das Ende vom Lied

Der Duregger-Martel und die Moidl vom Tschottbauer waren seit vier Jahren heimlich miteinander versprochen. Aber es war noch immer nichts draus geworden; denn beide Väter haßten sich, und wenn in Gegenwart des einen auch nur der Name des andern genannt wurde, dann gab es jedesmal einen regelrechten Tobsuchtsanfall. Angefangen hatte die Feindschaft mit einem Streit um die Bewässerung der großen Wiese oben unter dem Wald. Der Duregger hatte das Wasser nicht hergeben wollen, weil er es für seine Mühle brauchte, und der Tschott konnte sich kein anderes schaffen und tat daher, als ob das Wasserrecht vor Gott und der Welt eigentlich ihm allein zustehe . . .

Dann hatten sie miteinander gerauft, und seither mußten sich ihre Kinder heimlich zueinander stehlen.

„Grüß dich Gott, Moidl" sagte Martel, wenn

er ſie am Feierabend hinter einer Hecke erwiſchen konnte, und drehte gedankenlos einen Strohhalm zwiſchen den Fingern.

„Grüß dich Gott, Martel“ erwiderte das Mädchen.

„Nachher — wie tut's?“

„Halt immer gleich.“

Martel wiſchte ſich einen imaginären Schweißtropfen von der Stirn und ſchaute tiefſinnig drein, während das Mädchen mit untergeſchlagenen Armen leiſe ſeufzend daſtand.

„Der Plent ſteht gut“ ſagte der Burſch dann nach einer Weile und dachte an etwas anderes.

„Ja, ja . . . es tut ſich ſchon . . .“

„Nacher werd ich halt gehn . . .“

„Pfüt dich Gott, Martel!“

Und ſie gingen wieder auseinander, jeder nach ſeinem elterlichen Hauſe, mit ſchwerem Sinn und dem ſicheren Gefühl, daß alles recht traurig und unverſtändlich ſei und daß ſie eigentlich doch wohl anderes miteinander zu bereden gehabt hätten, als den Plent und ſeine Ausſichten.

Und dann ging der Martel ins Wirtshaus hinauf, ſchlug auf den Tiſch, fluchte gotteslästerlich, ſpuckte auf den Boden und trieb allerhand Torheiten. Es war als ob er an irgend jemand den

Grimm auslassen müßte, der ihn erfüllte. Den ‚schwachen Schusterle', ein kleines, verkrüppeltes Männchen hatte er einmal auf den Ofen hinaufgesetzt und solange mit Bierfilzen beworfen, bis sich ein paar handfeste Burschen ins Mittel legten. Dann gab es natürlich eine Rauferei. Aber die kam ihm grade gelegen. Er bedauerte nicht einmal den Zahn, der ihm dabei ausgeschlagen worden war. —

Aber er gab nicht lange Ruhe. Zwei Monate drauf prügelte er einen Gendarmen durch, worauf man ihn ein halbes Jahr im Gefängnis nachdenken ließ. Übrigens war er nahe daran, sich aufzuhenken, als endlich der Tag der Befreiung aus dem Kotter kam.

Er war mager geworden, und seine Augen lagen tief in dem bleichen Gesicht.

„Jesses, Marand Joseph!" sagte Moidl, als sie ihn sah — „du schaust nicht gut daher. Dich haben sie gewiß hungern lassen."

„Hungern nicht . . . aber ich mein', es ist Zeit, daß ich wieder da bin. — No, wie ist es dir ergangen?"

„Halt so . . . alleweil unlustig . . . ja, und die Bleß hat a Kalbl geworfen."

„Könntest mir wohl a Bußl geben." Darauf

näherte er seinen Mund dem ihrigen. Sie wurde sehr blaß und ließ sich regungslos küssen.

Ihre warmen Lippen waren wie eine weiche, süße Frucht.

Es gab ihm einen Stich, daß er meinte, auf der Stelle umsinken zu müssen, und über seinen Nacken glitt ein seltsames Gefühl, das ihn erschauern machte.

„Moidl," sagte er nach einer Weile, die ihnen beiden endlos dünkte, „Moidl . . . wenn ich dich nicht krieg, dann muß einer dran glauben . . ."

Sie stieß einen Schrei aus. „Jesses, red nicht so gotteslästerlich."

Aber er lenkte gleich wieder ein und sprach vom Kirchtag, der vor der Tür stand. —

Als es dunkel geworden war, schlich er um den Tschotthof. Es war schwül und windstill. Der Himmel war schwarz; die dichte Wolkenwand, die ihn verhüllte, lastete nahe und drohend über dem Tal. In den großen Eschen, die das Gehöft umstanden, war ein seltsames Summen und Wühlen; in der Ferne rauschte der Frötschbach.

Martel war jetzt an der Hinterwand des Hauses. Das mittelste der drei kleinen Fenster gehörte zu Moidls Kammer. Es war erleuchtet. Auf dem roten, geblümten Vorhang zeichnete sich von Zeit zu Zeit ein Schatten ab.

Der Burſch blieb ſtehen und überlegte. Auf einmal hörte er Schritte vom Stalle her. Der alte Tſchott trat mit einer großen Laterne aus der Tür und wandte ſich dem Hauſe zu. Martel wollte ſich in den Schatten eines Bretterſtapels drücken; aber es war ſchon zu ſpät. Der Alte hatte ihn geſehen.

„No," ſagte er höhniſch, „laß nur die Bretter ſtehn!"

„Ich hab mit deinen Brettern nichts zu ſchaffen," erwiderte der andere nnd entfernte ſich langſam vom Hauſe, bis er mit dem ihm geduldig Nachfolgenden jenſeits des Heuſtadels war, wo er vom Hauſe aus nicht mehr gehört werden konnte.

„Iſt geſcheit, daß du gehſt," ſagte jetzt Tſchott; „kennſt den Weg, oder ſoll ich dir noch ein Stückl leuchten? Man kann ſich halt gar ſo leicht derfallen in der Nacht."

„Spar deinen Hohn! — Und ich geh nicht; ich will dich noch was fragen."

„Wart nur, bis ich dir antwort . . . mit dir und deiner Sippſchaft will ich nichts zu tun haben."

„Gibſt du mir die Moidl oder nicht?"

„Nein."

Martel ballte die Fäuſte. „Überleg dir's, Tſchott! Es könnte dich gereuen."

„Schau, daß du weiterkommst, Zuchthäusler!“
Darauf fiel die Laterne klirrend zu Boden, und
Tschott fühlte, wie sich plötzlich eine Last über ihn
senkte. Er konnte nicht schreien; denn der Hals
war ihm zugeschnürt. Über sich sah er die glühen-
den Augen seines Angreifers. Er fuhr mit den
Händen in die Luft, er wollte sich halten, aber der
Boden schwand unter seinen Füßen, als ob er in
einen Abgrund getreten wäre. Und dann fiel er
und fiel, endlos tief. Es wurde alles schwarz . . .
Über dem Lanzinerwald kam für einen kurzen
Augenblick der Mond aus den Wolken. Der Frötsch-
bach rauschte beklemmend. Die Bäume sahen aus
wie schwarze Leichensteine, die sich langsam neigen.
Aus dem Wirtshaus jenseits der Kirche klang
fern und undeutlich die Ziehharmonika. Wie Hohn
war es, wie bitteres Lachen eines Verurteilten.
Über die Felder strich ein Windstoß und ver-
ging . . .
Da erhob sich Martel von dem reglosen Kör-
per des Alten und kam taumelnd auf die Füße.
Es war etwas geschehen . . . ja . . . der Mensch
da hatte etwas gesagt, etwas Entsetzliches, was ihr
das Blut hatte jählings zu Kopf steigen lassen.
Er ballte die Fäuste und öffnete die Finger
wieder, hielt krampfhaft den Atem an, daß er

erſticken meinte; aber es half nichts; der fürchterliche Druck, der auf ihm laſtete, löſte ſich nicht dadurch. Es blieb alles, wie es war, dumpf und ſtill. O, wie ſchwül es hier unter den Bäumen war, — und dunkel. Wenn nur der Mond ſich zeigen wollte! Man konnte gar nichts ſehen . . .

Halt, — hatte ſich der Alte geregt?

Martel bückte ſich und lauſchte . . . nein, es war nichts . . .

Er fühlte ein lähmendes Grauen, das von den Bäumen her, von dem dunklen Stall, von dem ferne rauſchenden Bach auf ihn einzudringen ſchien wie eine wütende Schar von Verfolgern.

Er hob den Hut auf, der bei dem Ringen zu Boden gefallen war, und drehte ihn unſchlüſſig in den Händen herum. Dann blickte er um ſich. Kein Menſch hat etwas geſehen. Alles ſtill! Im Hauſe ahnen ſie nichts . . . Moidl! . . .

Es ſtieg etwas in ſeiner Kehle auf und blieb dort ſtecken . . .

Moidl! . . .

Und das hier iſt ihr Vater . . . und tot . . . tot . . . ich habe ihn . . .

Jeſus, Maria und Joſeph! . . .

Eine Fülle von ſeltſamen Gedanken ſtürmte auf ihn ein. Er ſah ſich auf einmal hinter einem

Pfluge hergehen, auf dem eine große schwarze Krähe flügelschlagend saß . . . dann sah er ein Begräbnis . . . und die Kirche mit vielen Menschen, die alle auf den Boden starrten . . . und einen blühenden Buchweizenacker . . . nein, was sollte das alles! . . . wie war es doch? . . . was hatte er der Moidl gesagt? . . . was? . . .

Die Augen brannten ihm . . . was stand er auch hier? . . . ja, nun muß man gehen . . . es wird zehn Uhr sein . . . es wird schon so früh dunkel jetzt . . . ja so, die Mühle . . .

Über dem Lanzinerwald wetterleuchtete es; für einen kurzen Augenblick wurde der Himmel mit seinen Wolkenbergen wie ein bleiches, krauses Tuch und die Häuser auf den Abhängen wie ernste Gesichter, die alle mit fragenden Augen stumm und traurig nach einem Punkte starrten. Der Kirchturm schien sich zu bewegen.

Aber es kam kein Donner. Alles still. — Da machte Martel ein paar Schritte von dem Toten fort und wandte sich zum Gehen.

Wie die Schritte auf dem gepflasterten Hofe so hohl klangen! Trapp . . . trapp . . .

Er fuhr sich mit den Händen verzweifelt an die Stirn. Nur das nicht zu hören brauchen! Alles war leicht gegenüber diesem Ton, der so kalt und

ſchrillend bis in das Mark ſeiner Knochen drang. Das würde er nun immer hören müſſen, immer . . . o, welch entſetzliches Los . . . auch wenn er barfuß ging, würde er dieſes kratzende Stampfen hören, immer und ewig, . . . trapp . . . trapp . . trapp . . .

Eine Katze glitt vor ihm quer über den Weg; er fuhr zuſammen; aber gleich ermannte er ſich wieder und ſchritt gebückt wie ein Greis um das Haus herum.

In Moidls Kammer brannte immer noch das Licht. Nun ja, wie lange konnte es denn her ſein, daß er hier geſtanden hatte! Keine zehn Minuten!

Es ſchüttelte ihn wie im Fieber. Er mußte die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht zu ſchreien. Aber was es eigentlich war, vermochte er nicht zu faſſen. Nur ſo dumpf und ſchwer war ihm der Kopf. Wer jetzt ſich hinlegen und ſchlafen könnte! Oder wenn du jetzt auf einmal ein Jahr jünger ſein könnteſt, oder auch nur ein halbes . . . eine Stunde tat es auch, . . . eine Stunde . . . Herrgott! nur eine Stunde jünger ſein! . . .

Aber nein, was war das nun alles für Unſinn! . . . Da ſtand er und vergrübelte ſeine Zeit, ſtatt . . .

Er bückte ſich ſchwerfällig und ſuchte nach einem Steinchen, das er an Moidls Fenſter werfen konnte . . .

Zuerst fehlte er; dann aber klirrte es leise, der Schatten auf dem Vorhang vergrößerte sich und nahm schließlich das ganze erleuchtete Viereck ein. Dann wurde das Fenster geöffnet.

Martel schwang sich auf den Holzstoß, der die Wand unter den Fenstern einnahm.

Sie erschrak, als sie plötzlich sein bleiches Gesicht vor den Gitterstäben auftauchen sah.

„Du? . . ."

„Ja . . . ich . . ."

„Wie siehst du aus, Martel?"

„Laß das . . . ich hab keine Zeit . . . ich muß fort."

„Um Gottes willen! Wenn dich der Vater hört . . ."

„Moidl, er hört mich nicht."

„Ich hab solche Angst."

Aber er zog sie mit unwiderstehlicher Kraft an die Gitterstäbe heran und preßte leise stöhnend sein glühendes Antlitz an das ihre. Sein Mund irrte wie in einem Taumel über ihre Wangen.

Was hatte er nur? Warum kam er mitten in der Nacht? Das hatte er noch nie getan . . . ah, wenn sie immer beieinander sein dürften! . . es wurde ihr schwül unter seinen Küssen . . . sie sagte nichts mehr, gab sich seinem Munde hin . . . Da

rüttelte er wie ein Rasender an den Eisenstang
rüttelte immerzu und keuchte . . .

Dann auf einmal ließ er die Arme herun
fallen, sein Blick erlosch.

„Ich muß fort," sagte er tonlos, „Pfüt
Gott!"

„Martel, was ist denn . . .?"

„Ich muß fort . . . ich muß fort . . ."

„Gibst du mir nicht die Hand?"

„Nein, nein . . . es ist spät . . . ich muß f
Und dann sprang er mit einem mächtigen
von dem Holzstoß herunter und verlor sich
Dunkeln, das hinter dem Hause begann und
Berg bedeckte wie ein stumpfes, schweres Tuch.
hörte erst noch eine Weile lang ein Traben
Dröhnen, dann drang er wohl in den Wald,
die Büsche rauschten und schlugen hinter ihm
sammen. Dann wurde es still. — — —

— Der Flüchtende aber rannte mit gese
Haupt bergaufwärts, den Hang gerade hinan; r
er fiel, dann richtete er sich schnell wieder auf.
mal biß er sich beim Stürzen in die Zunge;
Hut hatte er verloren; die Joppe hing in F
um seine breite Brust.

Nur vorwärts! vorwärts!

Im Wald war es still wie in einem E

Feuchter Dunst stieg vom Boden auf. Es war
dunkel, daß er nicht erkennen konnte, wohin er tr
Aber wenn er die Augen schloß, dann schien ih
plötzlich eine gewaltige Helle aufzulohen, die i
blendete und schmerzte. In seinen Händen ha
er das Gefühl, als ob er immer noch den hager
Hals umspannte, mit den klopfenden Adern, d
unter dem Druck seiner Finger immer stiller gew
den waren, bis sie ganz versiegten . . . .

Als er nicht mehr weiterkonnte, warf er s
keuchend zu Boden und lag wie ein gefällter Bau
Aber in ihm bohrte es, daß er die Zähne wüte
in das feuchte Moos schlug.

Das Rauschen der Bäche drang aus groß
Tiefe herauf und breitete sich um ihn aus in lang
verwehenden und wieder zurückkehrenden Welle
zügen.

Er setzte sich auf. Im Osten zwischen d
Bäumen lag ein grauer Schimmer. Es tagte scho
Wie lange mußte er im Walde herumgelaufen sei

Nun war es wohl Zeit, ein Ende zu mache
. . . Man sollte ihn nicht lebend greifen . . .

Aber das Sterben war schwerer, als er s
gedacht hatte. Es wurde ihm übel; vor seine
Augen flimmerte es . . . . . und dann: war
denn schon ausgemacht, daß sie ihn fangen mußte

Dem Menſchen, der im vorigen Jahr den Barthelmüller erſchlagen hatte, war es auch geglückt nach Italien und von dort nach Amerika zu entkommen. Zum Sterben war noch immer Zeit.

Er ſchlich ſich von dem Baume fort, an dem er es hatte vollbringen wollen, mit gebücktem Haupt und eingezogenen Schultern, und bemühte ſich an anderes zu denken. Aber er konnte das Bild nicht los werden, das ſich vor ſeine Seele drängte: der Baum mit den weit ausladenden Äſten, die im Morgenwind langſam auf und nieder wogten. Und eine häßliche, knarrende Stimme rief ihm zu: „Feigling! . . . Feigling!“ . . .

Das war die Stimme des Alten . . . . Ob ſie ihn wohl ſchon gefunden haben? . . .

— Er lief den ganzen Tag. Wenn aus der Tiefe Glockenklänge heraufdrangen, ſchrak er zuſammen, blieb ſtehen und lauſchte. So nah war er noch dem Dorfe, ſo nah?

Aber die Wege konnte er ja nicht benutzen; das war zu gefährlich.

Er hielt ſich im Walde, bis es wieder dunkel wurde. Dann brach er in eine verlaſſene Sennhütte ein. Aber da war nichts als unnützes Hausgerät und Heu. Mit Heu kann man den Hunger nicht ſtillen.

Zwei Tage hielt er es aus. Am dritten ſteckte er die Hütte in Brand, um ſich mit ihr zu verbrennen. Aber als der Rauch erſtickend zu werden drohte, brach er aus wie ein gehetztes Wild.

Das Feuer hatte ein paar Senner herbeigelockt. Als ſie ihn erkannten, ſtürzten ſie mit wildem Geſchrei auf ihn los. —

Am nächſten Tag eskortierten zwei Gendarmen den Mörder durch das Dorf nach dem Bezirksgericht.

Er ging gebückt, in ſich zuſammengeſunken, mit fahlem Antlitz und flackernden Augen, die Hände mit einem ſtarken Eiſenband gefeſſelt, ſah nicht links noch rechts, ſah immer nur grade vor ſich hin.

Wo er erſchien, verſtummte jedes Geſpräch. Die Frauen erbleichten, und die Kinder hörten zu ſpielen auf. Die Männer aber nahmen die Pfeife aus dem Mund und ſahen fort.

Er aber fühlte immer nur den warmen Hauch von Moidls Lippen auf ſeinem Antlitz und den Druck der Gitterſtäbe ihres Fenſters, und ihre Stimme ſagte in weiter Ferne:

‚Halt ſo . . . alleweil unluſtig . . . ja, und die Bleß hat a Kalbl geworfen . . .‘

Da ſtieg ein Keuchen aus der Tiefe ſeiner Bruſt empor; er reckte ſich und ſpannte alle ſeine Glieder an; die Eiſenbänder drückten ſich tief in die Handgelenke . . .

Die Sonne brannte auf den weißen Weg herab. Links und rechts in den Wieſen ſprangen die Heuſchrecken. Die Berge waren in dunkles Blau gehüllt. Hinter einem Hügel tauchte die Spitze des Kaſtelruther Kirchturms auf . . .

Dann ſchloſſen ſich hinter dem Mörder die Tore für immer.

Der Schafhirt

I.

Im leiſen Bergwind weht das lange Gras der Mahlknechtwände. Der Steig, der zwiſchen den bröckligen Felsſtufen hindurchführt, um dann oberhalb der ſchwarzen Schluchten nach dem Tierſer Alpl hinüberzuleiten, iſt kaum erkennbar. Da, wo halbwegs die jähe Neigung etwas abnimmt, um ein kleines Plateau zu bilden, ſteht das Blockhaus des Schafhirten. Aber der Schafhirt iſt nicht gern in ſeiner Hütte; er iſt lieber bei ſeinen Schafen in den Wänden.

Da ſteht er mit ſeinem langen Stab und ſchaut ins weite Land hinaus, über die grüne Seiſer Alm, auf der es glitzert und funkelt, wenn die Sonne ſcheint, daß man die Augen faſt ſchließen muß, weil ſie ſoviel Glanz nicht vertragen. Aber der Schafhirt braucht nicht mit den Augen zu zwinkern. Er iſt an die Sonne der Alm gewöhnt, und es will ihn ſchier bedünken, als ob es gar nicht hell

Feuchter Dunst stieg vom Boden auf. Es war so dunkel, daß er nicht erkennen konnte, wohin er trat. Aber wenn er die Augen schloß, dann schien ihm plötzlich eine gewaltige Helle aufzulohen, die ihn blendete und schmerzte. In seinen Händen hatte er das Gefühl, als ob er immer noch den hageren Hals umspannte, mit den klopfenden Adern, die unter dem Druck seiner Finger immer stiller geworden waren, bis sie ganz versiegten . . . .

Als er nicht mehr weiterkonnte, warf er sich keuchend zu Boden und lag wie ein gefällter Baum. Aber in ihm bohrte es, daß er die Zähne wütend in das feuchte Moos schlug.

Das Rauschen der Bäche drang aus großer Tiefe herauf und breitete sich um ihn aus in langen verwehenden und wieder zurückkehrenden Wellenzügen.

Er setzte sich auf. Im Osten zwischen den Bäumen lag ein grauer Schimmer. Es tagte schon. Wie lange mußte er im Walde herumgelaufen sein!

Nun war es wohl Zeit, ein Ende zu machen. . . . Man sollte ihn nicht lebend greifen . . .

Aber das Sterben war schwerer, als er sich gedacht hatte. Es wurde ihm übel; vor seinen Augen flimmerte es . . . . . und dann: war es denn schon ausgemacht, daß sie ihn fangen mußten?

II.

Alle acht Tage ging der Schafhirt nach der Mahlknechthütte hinunter, um seine Vorräte zu ergänzen. Er brauchte Brot und Speck und Rauchtabak. Denn wenn er bei seinen Schafen stand, dann mußte er rauchen. Die kleine Pfeife brannte nur grad so lang, als ein Mann Zeit braucht, um ordentlich und bedächtig, wie sich's gehört, drei Vaterunser zu beten.

Da hatte er dann doch etwas zu tun, wenn er die Asche ausklopfen und neues Kraut einfüllen mußte, und die Zeit verging wie im Traum. Die Augen hatten zu sehen, so viel zu sehen, die Lungen hatten einzuatmen, und die Hände hatten die Pfeife zu regieren, die Gedanken aber . . . .

Seit der Mahlknecht sein junges Weib auf die Alm gebracht hatte, ging der Schafhirt öfter in die Schweige hinunter, um einen Enzian zu trinken.

Und da saß er des Abends in der Ecke unter dem Kruzifix, rauchte und schwieg und trank bedächtig aus der kleinen Flasche. Seine Augen aber waren auf das junge Weib gerichtet, das mit Lärmen und Lachen am Herde hantierte.

Der Wind lastete auf dem Schornstein und trieb den Rauch in die Hütte zurück, daß er wie

ein grauer Nebel über dem Herde lagerte, langsam sich ausbreitete und das Licht der Petroleumlampe fast zu ersticken drohte.

Aber der Schafhirt merkte nichts davon. Seine Augen glänzten und staunten, wie immer, wenn er in die Sonne sah. Und er zog an seiner Pfeife und qualmte.

„No, kannst du nix reden?“ fragte nach einer Weile die Bäuerin. „Wirst nicht stumm sein wie ein Fisch?“

Der Mahlknecht antwortete für ihn. „Laß ihn, Rosa; er hat's Reden verlernt bei seine Schaf'.“

Aber da öffnete der Seppl den Mund und sagte: „Zwei haben sich derfallen heut, ganz droben unter die Roßzähn.“

„Geh, geh!“

„Hin sind sie . . .“

Dann nahm er den Hut vom Kopf, raffte mit plumper Hand die Edelrauten zusammen, die er rund herum gesteckt hatte und legte das ganze Büschel vor sich auf den Tisch.

Die Bäuerin schaute herüber und trocknete sich die Hände an der großen, blauen Schürze. Aber der Schafhirt sagte nichts; da wandte sie sich wieder ihren Pfannen zu.

Der Bauer ging rauchend hin und her und

beſprach mit ſeinem Weibe den nächſten Kirchgang; dann beugte er ſich zu ihr nieder und flüſterte ihr etwas ins Ohr, daß ſie heiter auflachte.

Der Schafhirt erhob ſich, warf acht Kreuzer auf den Tiſch und ging mit kurzem Gruß.

Draußen wehte ein ſchwüler Wind. Es war ganz dunkel geworden. Der Himmel war ſchwarz und laſtete ſchwer auf den Bergen.

Aber der Seppl kannte den Weg. O, wie oft ſchon hatte er ihn gemacht, bei Nebel und Nacht, bei Sturm und Schneetreiben! Früher war er ihm immer ſo lang erſchienen, ſo lang und mühſam. Jetzt war es ein Katzenſprung und gar nicht mühſam, und ein Lachen klang ihm in den Ohren, ein Lachen ſo fein und ſilberhell wie das Rieſeln der kleinen Quellen, die oben in den Wänden unterm Fels hervorbrechen.

III.

In einſamen Nächten kommen allerhand Gedanken. Man liegt ganz ſtill und lauſcht hinaus in das Wehen und Rinnen. Durch die Ritzen der Blockhauswand zieht der warme Höhenwind, und

wenn ſich die Schafe regen, dann geht ein leiſes Klingen über die Almen. Die Nacht erwacht und blinzelt. Die Sterne werfen ſich Blicke zu, und nur die ernſten, alten Berge liegen breit da wie Kühe, die ſich auf grüner Weide gelagert haben, und ſchlafen ruhig weiter.

Dem Schafhirten aber wird das einſame Heulager unerträglich. Er ſteht auf und tritt vor die Hütte.

Unten liegt die Mahlknechtſchweige. Es iſt alles dunkel. Die ſchlafen alle, der Bauer, die Bäuerin, die Dirn und der Halterbub.

Der Bauer iſt ein unleidlicher Protz, ein Wichtigtuer, ein Saufaus.

Die Bäuerin aber . . .

Silberne Nadeln trägt ſie im Haar.

Wenn ſie geht, dann iſt es wie ein ruhig wiegender Tanz.

Und ihre Stimme iſt hell wie der Schlag der Uhr unten beim Kurat im Widum.

Ob ſie die Edelrauten genommen hat?

Morgen gehſt du hinunter; um weißen Käſe, kannſt du ja ſagen.

Zu Portiunkula aber wanderſt du ins Dorf. Warum auch nicht? warum grad du nicht, wenn alle gehn? der Laliderer paßt dir derweil auf deine Schaf . . .

Ob ſie ſchon ſchläft?

Was hat ihr der Bauer ins Ohr geſagt? was? . . . . . .

Er ballt die Fäuſte und weiß nicht, warum . . . er reckt die mächtigen Arme und weiß nicht warum.

Über dem Monte di Donna fällt eine Sternſchnuppe . . . und dann noch eine.

Wie warm iſt die Nacht!

Wie einſam ſind die Menſchen! Warum hauſt man allein auf einer Hütte? Warum haben es andere beſſer? Warum gibt es ſolche, auf deren Geheiß ein Weiberlachen klingt? . . . ja, das iſt es; das Weiberlachen. Das macht das Leben ſchön . . . wenn er der Kaiſer wäre, was würde er tun? Er würde vor die Roſa treten und würde ſprechen: Nun ſollſt du mir lachen! . . . und wenn ſie nicht lachte, dann würde er ſie bei den Handgelenken faſſen, bis daß ſie lachte . . .

Er zitterte . . . ha, wie das klang . . . und wie ſie den Oberkörper dabei hin und her warf . . . wie die langen Schilfblätter unten im Teich, wenn der Wind vom Schlern kam . . . zweimal waren ihr heut die ſilbernen Nadeln aus dem Haar gefallen.

Ob ſie die Edelrauten genommen hat? . . .

Es muß schon nahe am Morgen sein. Drüben die Gletscher überm Eisacktal schimmern so weiß durch die Nacht . . . und dann wird die Sonne kommen und wieder eine Nacht . . und wieder die Sonne . . Dem Sommer folgt ein Herbst . . dem Herbst ein langer Winter . . und einsam, einsam bist du . . . .

Und so steht er, bis unten in der Mahlknechtschweige ein Licht aufblitzt. Dann kriecht er in seine Hütte und kocht sich eine Brennsuppe.

IV.

Die Mahlknechtwände sind steil wie ein Kirchendach. Grasbänder ziehen schräg durch das Geklüfte. Über die Felsstufen, die sie voneinander trennen, rieseln dünne Wasserfäden, die das Gestein schwarz gefärbt haben; oftmals kommen schwere Blöcke herunter, die vom Wasser und Schnee gelockert waren; dann dröhnt es weit über die Alm, und eine Staubwolke lagert über den Wänden. Wer sie durchklettern will, braucht eine feste Hand und sichern Tritt, und wer sie bezwungen hat, der ist dem blauen Himmel nahe; und sein Blick be-

herrscht die ganze, weite Alpe von den Steilmauern des Schlern bis zu den Geislerspitzen und den düstern Zacken des Langkofels hinüber.

In den Mahlknechtwänden klettern die Schafe. Denn das Gras auf den Bändern ist süß und würzig. Aber es ist nicht selten, daß der Hirt auf die Suche gehen muß, um eines seiner Tiere zu bergen, das sich in den Wänden ‚derfallen' hat. Dann klettert er mit zusammengebissenen Lippen und einer tiefen Furche zwischen den Augenbrauen. Er faßt den Fels mit seinen Händen wie einen Feind, den er vernichten will. So klimmt er aufwärts, langsam und stetig, mit nackten Füßen, die die Rauhigkeit des Felsens kaum verspüren.

. . . Er hat heute zwei seiner Schafe zu suchen. Und er sucht den ganzen Tag.

Am Abend kommt er mit einem der Tiere in die Mahlknechthütte. Das andere hat er verloren geben müssen. Wer weiß, in welcher Schlucht des Berges seine Gebeine bleichen werden.

Der Schafhirt ist finster. Er redet nichts und sitzt brütend in seiner Ecke, während der Bauer draußen am Kuhstall das Tier abzubalgen beginnt.

Die Bäuerin steht kochend am Herd. Sie singt . . .

Auf einmal bricht sie ab und schaut zum Seppl herüber.

„Hast Rauten mit'bracht?"

„Hab' nit derweil g'habt."

„Jesses ja, warum denn nit?"

Der Schafhirt antwortet nicht; er macht sich mit seiner Pfeife zu schaffen. Da beginnt die Bäuerin von neuem:

„Wie alt bist' eigentlich, Seppl?"

„Auf Mariä Himmelfahrt werd' ich dreiund-dreißig."

„So alt, wie unser Herr geworden ist."

„Mh . . ."

„Und wie lang bist' schon auf der Alm?"

„Seit zehn Jahren komm' ich jeden Sommer."

„Und wirst's nicht leid?"

„Ich . . . weiß . . . nicht; eigentlich freut's mich schon recht, so das Stehen und Außischauen . . . es ist halt alleweil anders auf der Alm."

„Aber halt alleweil allein . . ., kein Madel, das dich busseln tut . . . wie? . . . möchtest nicht ein Madel haben?"

Der Schafhirt lacht; es ist ein seltsames Lachen, das seinem Gesicht einen verzerrten Ausdruck gibt; er setzt ein paar Mal an, um zu antworten. Aber da kommt der Bauer mit blutigem Messer hinein.

„Du, Anton," sagt sein Weib. „Der Seppl möcht' gern heiraten; weißt du keine für ihn?"

„Warum denn nicht?“ antwortet der und ſchneidet ein Geſicht. „Die Wachtertrina nimmt ihn gleich.“

Die Wachtertrina iſt über vierzig Jahr alt und hat einen Buckel. Drum fängt die Bäuerin hellauf zu lachen an. Aber der Schafhirt beugt ſeinen Kopf über den Tiſch, daß man nur das buſchige Haupthaar ſieht, in dem ein paar Strohhalme ſtecken.

Der Bauer bleibt am Tiſche ſtehen und fragt wie beiläufig:

„Du biſt oben geweſen, bis unter die Roßzähn' hin?“

„Ja . . . ſchon . . .“

„Haſt nichts geſehn?“

„Was denn?“

„Ich mein halt nur ſo.“

„Nein . . . es iſt nichts.“

Der Bauer pfeift durch die Zähne und will wieder gehen; aber an der Tür dreht er ſich noch einmal um und ſagt:

„Du kannſt ſchon reden, Seppl, ich verrat nichts . . . . haſt du den Gamsbock geſehn oder nicht? er muß völlig oben bei der großen Lahn ſein.“

„Ich weiß von nichts; hab' nichts geſehen; hab nicht derweil gehabt, mich umzuſchauen . . . iſt auch gleich.“ —

So spricht er; aber als er wieder in seiner Hütte ist, sucht er das alte Gewehr aus dem Heuversteck heraus und klettert mühsam in tiefer Nacht die Wand empor. Das kann keiner außer ihm.

Um vier Uhr in der Früh hallt ein Schuß in die Einsamkeit. Und um sechs Uhr hat der Schütze den Gamsbock schon drüben auf Laranz abgeliefert. Und er freut sich, dem Mahlknecht einen Possen gespielt zu haben; denn er kann den Mahlknecht nicht leiden; wenn er nur an ihn denkt, wird es ihm rot vor den Augen, und er hebt die Arme, daß alle Gelenke krachen . . . .

V.

Am Portiunkulasonntag war ein Fremder gekommen, der die Roßzähne durchklettern wollte und den Schafhirten als Führer und Gefährten für zwei Tage gedungen hatte. Eigentlich war es eine Befreiung für den Seppl, daß er nun nicht ins Dorf hinunterbrauchte unter die vielen Menschen, mit denen er ja doch nichts anzufangen wußte.

Also kletterten die beiden den ganzen Tag. Aber die Gedanken des Schafhirten waren unten

in der großen Kirche und auf dem Dorfplatz, wo der große Brunnen ſteht. Und ſo wenig achtete er auf das, was er unter Händen und Füßen hatte, daß er beinahe von einem großen Block erſchlagen worden wäre, der gerade ausbrach, als er ſich hinaufſchwingen wollte.

Er konnte noch ſchnell zur Seite ſpringen, da ging es auch ſchon mit Krachen und Poltern an ihm vorüber. Der Fremde war bleich geworden und hielt ſich an einem vorſpringenden Zacken feſt. Seppl aber brummte nur in ſeinen Bart und ſchaute dem Felsblock nach, der tief unten auf den weißen Geröllhalden in tauſend Stücke zerſpringend langſam zur Ruhe kam. —

Auf dem Gipfel machten ſie Mittagsraſt; es war ſehr warm, und die Sonne ſchien grell aus dem blauen Himmel auf die weißen Felſen herab.

Der Fremde rauchte und fragte nach dieſem und jenem.

Ob der Seppl gedient habe?

Und ob ihn ſein Leben freue?

Und ob er immer ſo einſam hauſe?

Der Gefragte aber wußte nicht viel zu antworten.

Er habe halt nie ſo recht nachgedacht. Er habe auch keine Zeit dazu. Die Schafe machen

einem schon Arbeit. Und es gefalle ihm so weit alles recht gut.

Wenn nur die Sonne scheint und der Wind nicht zu kalt geht und wenn Tabak genug da ist .... Freilich, ein Gamsbock von Zeit zu Zeit; das brauche er ...

Und die Weiber? —

O die, da wisse er nichts zu sagen ... sie seien alle so zart ... er getraue sich nicht, so eine anzufassen ... seine Hände seien halt zu groß; und dann, dann lachen sie alle so ... so ... daß man ordentliche Angst vor ihnen haben müsse ...

Er schauerte zusammen und schwieg. Und es war den ganzen Tag nichts aus ihm herauszubekommen.

Nur eine Hast war in ihm, daß der Fremde mehrmals zur Vorsicht mahnen mußte. Denn er nahm die Felsen mit einer Gier, die nichts Menschliches mehr hatte.

Und als er des Abends in der Mahlknechthütte war, saß er brütend hinter der Weinflasche und trank, ohne ein Wort zu reden. Schließlich mußte der Bauer ihn auffordern, seines Weges zu gehen; denn es war spät, und sie wollten sich schlafen legen. Nun ging er freilich; aber nicht weit. Hin-

ter einem großen Felsblock wartete er ab, bis in der Schweige alles dunkel geworden war; dann umkreiſte er das Haus wie ein Wehrwolf. Er wußte ſelber nicht, warum er nicht ſchlafen ging. Er war doch müde genug. Aber irgend etwas Seltſames, Gieriges, hielt ihn zurück.

Es war eine dunkle, windſtille Nacht, und der Hall trug ſehr weit. Man hörte tief unten in waldiger Schlucht das Rauſchen des Pitzbaches und oben in den Mahlknechtwänden das vielſtimmige Rieſeln der Waſſer.

Im Stall der Sennhütte regt es ſich. In der Schlafkammer aber war es ſtill. Da ſchliefen ſie nun; der Mann lang hingeſtreckt wie ein gefällter Baum und . . . dann . . . das Weib . . . mit offenem Haar und . . . rotem Mund . . . und gewiß . . . lachte ſie . . . ſie lachte ja immer . . . warum aber lachte ſie? . . .

Der Seppl fuhr auf und griff nach einem Stein . . . ihn überkam immer ſolche Wut, wenn er an die Weiber dachte . . . er wollte jenen den Stein in die Kammer werfen, durchs Fenſter hindurch, daß alles klirrte und zuſammenfiel . . . ah, er wollte . . .

Aber nein, was hatten ſie ihm denn getan? . . . verflucht der Tag, an dem der Mahlknecht

sein Weib auf die Alm gebracht, verflucht der Mahl-
knecht, verflucht er selber dazu! . . .

VI.

Nun waren die Mäher da. Auf den langen
Grashängen unter den Mahlknechtwänden wimmelte
es von Menschen.

Am rechten Flügel der erste Knecht. Und
neben ihm in regelmäßigen Abständen die Mäher.
Und hinter jedem eine Fassaner Dirn mit dem
Rechen.

Und dann weiter unten eine zweite Kolonne
von Menschen in gleicher Aufstellung.

Und ganz unten noch eine . . .

— — In der Abendsonne blitzten die Sensen
und die langen Grasbänder legten sich lautlos um
Schritt für Schritt fraß sich der scharfe Stahl i
den üppigen Teppich hinein. Und da, wo gemäh
war, wurde das Grün ein anderes, bleicheres, un
die Windwellen, die durch das hohe Gras ginge
kamen da zur Ruhe, wo das Mähen begonn
hatte.

Der Schafhirt stand oben in den Wänden

einem Stein und ſah hinab. Die roten Kopftücher der Weiber ließen ſeinen Blick nicht aus ihrem Bann. Es erregte ihn, zu ſehen, wie ſie alle zu gleicher Zeit ſich vorbeugten und wieder zurücklegten wie auf Kommando, wie die Rechen alle im gleichen Augenblick die gleiche Bewegung machten und wie die Kolonnen langſam vorwärts krochen, langſam, aber ohne Aufenthalt.

Da kam der Bauer von der Schweige her. Und als ſeine Leute ihn erſpäht hatten, hielten ſie mit der Arbeit ein, ſtanden einen Augenblick, um zu verſchnaufen, und begannen dann alle zuſammen ein Lied, um den Schaffer zu begrüßen.

Der aber ſtieg ernſthaft und mit gewichtigem Schritt hinan, als ein Mann, der ſich ſeines Wertes bewußt iſt. Und er ſagte Feierabend an.

Dann gingen ſie alle in die Hütte hinunter, und es begann ein großes Eſſen und Trinken. Und nachher der Tanz.

Aber der Seppl ließ ſich in dieſen Tagen nicht beim Mahlknecht blicken. In großem Bogen ſchlich er um das Haus, und wenn er irgendwo eine der Faſſanerinnen erblickte, machte er ſich eilends aus ihrer Nähe. Er war hohlwangig geworden, und die Augen funkelten drohend aus ihren Höhlen.

Am vierten Tage der Mahdzeit aber ſchlich er

ſich, als er die Schweige von allen verlaſſen wußte, in das Haus. Nur die Bäuerin kochte am Herd. Da er eintrat, machte ſie ein erſtauntes Geſicht.

„No, Seppl, wie ſchauſt denn du aus?“

Er antwortete nicht, ſtellte ſich nur hin und ſah ſie an.

Zuerſt lachte ſie, dann aber wurde ſie ärgerlich, zuckte mit den Schultern und wandte ſich ab.

Und er ſtand nur immer da, mit brennenden, gierigen Augen, und ſein Geſicht wurde rot, und der ganze ungeſchlachte Körper des Rieſen mit den breiten Schultern und Handgelenken zitterte. Er ſagte noch immer nichts. Aber ſeine Augen folgten jeder ihrer Bewegungen. Ihr wurde Angſt. Mein Gott, was wollte er nur? Wenn doch nur ein Menſch in der Nähe wäre! Er hatte gewiß getrunken . . . wie brachte ſie ihn nur weiter!

„Seppl,“ ſagte ſie ſtockend, „jetzt laß mich in Ruh und mach dich weiter . . . was willſt du denn?“

Er lachte blöd und ſchüttelte den Kopf. Und dann nach einer Weile machte er einen Schritt auf ſie zu und ſagte:

„Nichts . . . als grad einen Kuß von dir.“

„Was? . . . ich dich küſſen? Ach . . . du biſt . . . ja . . .“

Und plötzlich lachte sie ausgelassen heraus, daß ihr ganzer Körper schütterte wie ein junger Baum im Frühlingswind. Sie lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten. Nein, was für ein sonderbarer Mensch! Den brauchte man nicht zu fürchten, den nicht . . .

Dem Schafhirten aber war es, als ob ihn ein Schlag getroffen hätte, als ob plötzlich in seinem Innern etwas zerrissen wäre. Es wurde ihm plötzlich so weh zumute, so weh . . . warum lachte sie? . . . lachte sie ihn aus? . . . Ach, nun war es vorbei, nun gab es nichts mehr . . . das Blut in seinen Schläfen hämmerte, und vor den Augen drehte sich alles.

Da trat er einen Schritt zurück, hob seine Faust und ließ sie mit Ungestüm auf den Herdrand niedersausen.

Aber er sagte kein Wort; nur ein unterdrücktes Ächzen kam aus seiner Kehle. Und nun machte er Kehrt und ging mit schweren, trampfenden Schritten. Als er die Tür in das Schloß warf, hörte er das Weib am Herd immer noch wie sinnlos lachen.

VII.

Am selben Abend noch brach eine junge Fassaner Dirn, die heimwärts wollte, unter seinen Fäusten zusammen.

Er hatte lange auf dem Mahlknechtjoch gesessen; da kam das Mädchen daher, mit schlankem Schritt und hellen Augen, die unter den schwarzen Wimpern fröhlich in die Welt schauten. Aber, als er ihr entgegentrat, schrak sie zusammen. . . .

Die Alm ist groß und einsam. Und niemand hört die Hilferufe, die in der Stille des Abends ohne Echo verklingen. Die grünen Wellen der Alm, die stillen Täler und Kuppen sind wie ein Grab, und die Berggipfel, die auf sie herabblicken, sind steinern und rühren sich nicht. Die Geier aber können es niemandem sagen, was sie da unten gesehen haben.

. . . Die Nacht kam, und der Schafhirt stieg mit wankendem Schritt die Wände hinan. Als er vor seiner Hütte war, blieb er stehen und sah sich um. Er konnte sich nicht besinnen, was geschehen war; aber etwas war geschehen: er betrachtete seine zerkratzten Hände und lachte. Und das Gesicht brannte ihm, daß er immer wieder mit dem Joppenärmel drüber fuhr.

Er ſah nach der Mahlknechthütte hinunter. Kein Licht mehr in Haus und Stall.

Dann wandte er ſich nach Oſten gegen das Joch und lauſchte angeſtrengt, ob ſich dort etwas rühre. Aber es war alles ſtill.

Und nun ſetzte er ſich und ſah ſtarr vor ſich nieder. Nur die rechte Hand bewegte er ein paar Mal ſinnlos vor ſeinem Antlitz hin und her. Ihm war, als ob alles ausgelöſcht ſei, was er je gedacht oder getan, als ob er daſäße und verſteinert ſei, als ob er ſich niemals wieder rühren, niemals mehr dürſten oder hungern und niemals mehr ſprechen könnte. Irgend eine geheimnisvolle Kraft hatte ihn in einen Baumſtamm, einen Felsblock verwandelt. Und nun würde das Leben ſchön und gut ſein. Denn er brauchte bloß dazuſitzen, brauchte nicht mehr zu denken und zu grübeln, und keine Sehnſucht gab es mehr und kein Verlangen. Alles leer, alles vom Sturmwind verweht, um ihn und in ihm ein brauſendes Nichts. . . .

Aber als der Morgen graute, erhob er ſich und kletterte durch die Wände nach dem Joch hinüber und ſuchte, ſah hinter jeden Stein und in jede Bodenfaltung hinein, bis er die Leiche gefunden hatte. Da deckte er ſeine Joppe über die nackten Glieder und wandte ſich ſinnlos lachend

zum Gehen. Und er durchstieg die schwarzen Schluchten, die sich gegen die Roßzähne hinaufziehen, wich fallenden Steinen aus und rettete sich durch kühne Sprünge, wenn das Erdreich unter seinen Füßen ins Rutschen kam.

Dann stieg er in die Molignonfelsen ein und arbeitete sich keuchend in die Höhe, bis er den Grat erreicht hatte. Die Sonne stand schon hoch. Unten auf der Alm sah er Menschen, wie Punkte so klein, sich lebhaft bewegen. Und ihre Rufe hörte er durch die unbewegte Luft. . . .

Da machte er einen Schritt gegen den tiefen Schlund des Grasleitenkessels, der schwarz und eisig in einsamer Tiefe lag, und ließ sich fallen. . . .

Napolon

Als die Hinrichtung des armen Napolon wegen erwieſener Altersſchwäche, vornehmlich dargetan durch Schwerhörigkeit, unbezwingliche Faulheit und Nachläſſigkeit im Dienſt, in der Bewachung des Hofes und ſeiner Inſaſſen, der Knechte, Mägde, Schweine und Hühner, beſchloſſene Sache war, rülpſte der Partſchotten-Simmele, welcher in ſeiner Eigenſchaft als weitaus tüchtigſter Kenner von ‚Viechkranket' jeder Art auch zu dieſem ſchwierigen Fall zugezogen war und quittierte damit dankend über die ihm vorgeſetzte Salami.

Eine Höflichkeit iſt der andern wert, und ſo konnte der Frötſchenbauer nicht umhin, auch ſeinerſeits zu rülpſen; nur Flor, der Knecht, brachte nichts Derartiges zuwege. Allerdings — mit leerem Magen zu rülpſen, iſt nicht jedermanns Sache.

Nun klopfte der Hausherr ſeine Pfeife aus,

spuckte nachdrücklich auf den Boden und fuhr mit den Fingern ein paar Mal unter der Nase hin und her. Dann konstatierte er, daß es schon mindestens zehn Jahre her sei, daß Napolon auf den Hof gekommen sei, und daß die Bäuerin erst gegen Abend vom Kindlbettbesuch bei der Schwägerin zurückkehren werde; es sei dann noch immer Zeit, daß sie's erfahre.

Der Flor kraute sich bedächtig hinter den Ohren und machte ein Gesicht, als ob er neugierig sei, wie die Geschichte wohl ablaufen werde; der Simmele aber nahm Abschied; die Bäuerin zu besänftigen war nicht seine Sache; er verstand sich zwar auf Viecher jeder Art, nur gerade Drachen hatte er noch nie behandelt.

Der Frötsch aber nahm seine Flinte vom Nagel und warf sie über die Schulter. Dann pfiff er dem Hunde, der sich schwerfällig erhob und dem Herrn folgte, wie einst in den guten Tagen, da man noch miteinander auf die Jagd gegangen war, sehr zur Unzufriedenheit des Kastelruther Postenführers.

Aber Napolons Gedanken waren trübe: die besten Bröckel'n kannst nimmer beißen; alleweil plagt dich's Frieren; 's Laufen macht Müh'; und was die Liabschaften anlangt — gute Nacht!

Als ſie draußen am Gartenzaun vorüberkamen, blieb er ſtehen, hob nach alter, lieber Gewohnheit flüchtig das eine Hinterbein, ſcheuchte dann eine Henne vom Brunnen auf, nieſte zweimal und wackelte dann wieder hinter ſeinem Herrn und Gebieter drein, der ihn zum Sterben führte.

Auf der Brücke gab es noch einen kleinen Aufenthalt bei einem Pfahl, an dem ſich zuvor der Gerberhund zu ſchaffen gemacht hatte. Man muß halt mitnehmen, was mitzunehmen iſt . . . .

Dann ſtiegen ſie ins Bachbett hinunter und gingen eine Zeitlang neben dem toſenden Waſſer her bis zu einer Stelle, an der die hoch aufſteigenden Uferwände einen trefflichen Kugelfang abgaben.

Der Bauer nahm die Flinte von der Schulter, lud ſie mit Seufzen und Zagen, und ehe Napolon ſich's verſah, flog ſeine Seele ſchon gen Himmel.

Nach einiger Zeit holten die Knechte den ſo ſchnöde Hingemordeten, um ihn auf der Wieſe hinter dem Haus abzubalgen. Das Fell wurde zum Trocknen auf das Gras gebreitet, der Körper aber kam in einen rieſigen, mit Waſſer gefüllten Keſſel zum Auskochen. Bald verbreitete ſich im Haus ein merkwürdiger Duft, dem jeder nicht ganz Abgehärtete bedingungslos wich.

Flor aber war abgehärtet und rührte seelenvergnügt mit einem langen Holzlöffel in dem Kessel umher.

Sepha, die nebenan auf dem Herd Viehfutter sott, rümpfte die Nase, fand aber bei ihm kein Verständnis für die zarte Besaitung ihrer Seele. Er sah nur das Reelle und bemerkte daher naturgemäß, daß es für die ‚fallete Sucht' nichts Besseres gebe auf der weiten Welt als Hundefett.

„Werd' schon sein," meinte Sepha drauf, „mei' Got'l nimmt's alleweil zum Inreiben, bal sie's Gliederreißen derwuschen hat."

„Ja, und mei' Vatter selig hat alm g'sagt: ‚Flor,' hat er g'sagt, ‚bal du a Madel bussen möchtest, das dir net zuageaht, nachher nimmscht lei a Winzele Hundsfett'n und schmirbst ihr in unverweiß die Ohrwascheln in; nacher laßt sie di' für g'wiß nimmer aus.'"

„Dummer Tutten! Probier's amal!"

„Bei dir, hoff' i', braucht's ka Hundsfett'n."

Da sie im dritten Monat schwanger ging, war der Liebeszauber in der Tat überflüssig; aber was tut man nicht alles, um der Herzallerliebsten eine kleine Freude zu bereiten!

— — Gegen Abend erschien die Bäuerin. Als

ſie den Hof betrat, ſchnupperte ſie mit der Naſe in der Luft herum und konſtatierte ſogleich, daß es ſaggriſch rantſchelen täte. Sie ſchaute in die Küche und wurde blaß.

„Jeſſas, Marand Joſeph! Was tuat's denn? in Gottes Namen!“

Der Bauer. der am Keſſel ſtand, ſpuckte leichthin aus; dann ſagte er mit gekünſteltem Gleichmut:

„O, halt der Napolon.“

„Ja nacher . . . was tuat's denn mit ihm?“

„Auskochen halt . . .“

„Auskochen? . . . was iſcht denn g'ſchechen?“

„Was werd' g'ſchechen ſein! Der Partſchotten Simmele hat g'moant, daß er dechterſch nimmer guat werden kannt', und da . . . .“

„Habt's ihn hing'macht?“

„Mh . . . da haben wir'n hing'macht . . . unten im Bach . . . mir iſcht's a für'kemmen, daß er nimmer ſchnaufen kannt' . . . und bal amal 's Viech lötz iſcht, werd's wohl 's beſte ſein, wenn a End g'macht werd' . . . .“

Die Bäuerin verzog das Geſicht und jammerte.

Na! ſo a guater Hund! So a fein's Viech! Ka Red', daß a beſſeres zu kriegen war'. Ein Ausbund von Schönheit, Güte und Treue. Und ſo viel g'ſpaßig! — Aber natürlich die Manderleut!

Nix wiſſen ſie, nix verſtehen ſie! Immer z'voderſt, wenn man ſie nicht brauchen kann! Schaden anſtiften — das iſt ihr einzige Kunſt — und ſo weiter.

Der Flor meinte, tröſtend und begütigend eingreifen zu müſſen und ſagte, unvorſichtig wie ſtets: „A toater Hund hat's alleweil no' beſſer als a lötzer."

Aber das war natürlich gefehlt. Die Bäuerin ſtemmte die Arme in die Seiten und fuhr auf ihn los: Ob man ihn etwa gefragt habe? Ob er meine, daß man ſich von ihm föppeln laſſe? Ob er nicht wiſſe, daß er ein lötzer Kerl ſei, ein langohreter Lackel? Und er möge gefälligſt ſchauen, daß er weiter komme, und ſo weiter, und ſo weiter.

Flor fand darauf, es ſei an der Zeit, ſich zu drücken.

Der Frötſch aber rührte in ſeinem Keſſel herum und ſagte etwas kleinlaut:

„Geah, geah, Mena! 's nutzt nix, 's Au'begehr'n. Kannſcht ihn dechterſch nimmer lebendig machen mit 'm G'ſchroa."

Darauf wurde er höflich gebeten, das Maul zu halten; es ſei noch nicht ſo ſicher, wer mehr G'ſchroa mache, ſie oder er; ſie, Mena, pflege ſein

Der Bauer ſtöberte im Feuer und legte Holz nach.

„Und aufs Sach hat er g'ſchaugt.“

„Und Lotterer hat er nia net innergelaſen.“

„Und die Fackl'en alleweil ſchian beinandg'halten auf'm Anger.“

„Mh! ſell iſcht lei gleich.“ —

Es wurde auch noch hervorgehoben, wie trefflich er ſich mit den Hauskatzen vertrug, wie ſchön er auf Ratten ging, und daß man ihn niemals bei einem Raubzug in die Räucherkammer ertappt hatte.

Alles in allem: Ein Hund der Hunde.

Die tröſtliche Gewißheit aber, daß im Kreislauf der Dinge nichts verloren geht, daß alles wieder auferſtehen muß in dieſer oder jener Geſtalt, daß Hundsfett'n nicht nur ein köſtliche Wagenſchmirb' gibt, ſondern bei ‚Weatig‘ jeder Art unvergleichliche Heilkraft entfaltet, legt leiſe lindernden Balſam auf blutende Herzen.

Und dieſes geſchah mit Napolons irdiſchem Anteil:

Das Gefäß mit dem ſchön gleichmäßig erſtarrten Fett bekam vorläufig ſeinen Platz in der Speiſekammer angewieſen; die weißen, ſauber von allen Weichteilen befreiten Knochen wurden zur Ausnützung ihrer Dungkraft im Gemüſegarten auf den

Beeten verteilt; der Balg, der traurige, haarend
Balg hing zum Trocknen auf einem Zaun; di
zerkochten Reste aber des besten aller Hunde fan
den auf der Wiese ein stilles Grab . . .

Die ideale Erbschaft Napolons hatte bereits
‚Pürschtel‘ angetreten, ein kleines, graues Tier, das
der Frötschenbauer mit einem Strick an sein linkes
Bein gebunden hatte, um es an sich zu gewöhnen
und das ihm nun auf Schritt und Tritt folgen
mußte, wohin er auch ging.

Er führte die Kühe zum Brunnen, die Pferde
in den Stall, er verschwand in einem kleinen Holz-
anbau auf der Rückseite des Hauses, in den jeder
ging, der einige Augenblicke allein sein mußte, er
legte sich zum Mittagsschläfchen auf die Ofenbank,
holte die Mula, belud einen Wagen mit Kartoffel-
säcken, reinigte die Brunnenröhre, ging noch einmal
in jenes rätselhafte Holzhüttchen — der Hund immer
mit, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe.
So wurden Gehorsam und Dienstbereitschaft diesem
merkwürdigsten aller Hunde beigebracht, der von
einer Bulldogge mit einem Hühnerhund gezeugt
war, oder doch wenigstens mit einem Rattenpintscher
in dessen Aszendenz sich die Mesalliancen gehäuft
hatten.

Aber was tut das! Ist's nicht die Hauptsache,

daß man lebt? Was hat Napolon nun davon, daß ſeine Raſſenreinheit unangefochten blieb?

Nichts, als daß er als Wagenſchmiere dienen muß, als Panazee bei Krankheiten, als Liebeszauber, und daß ſein Fell auf einem alten Zaune trocknet, während die Sonne luſtig ſcheint und die Hühner im Hof gravitätiſch ſpazieren gehn.

Verlag von Egon Fleiſchel & Co. / Berlin W 35

Die ſtille Stadt

Roman von Richard Huldſchiner

Preis: geheftet 3 Mark; gebunden 4 Mark

Aus den Beſprechungen:

Neue Freie Preſſe: Eine tieftraurige Klage, eine Reſignation voll Bitterkeit und Trübnis tönt durch dieſes wunderſame Buch, eine Elegie, die zufällig die Form eines Romans angenommen hat. Dieſem Dichter klingt Schmerz und Luſt immer aus der Ferne, und ſo ſchlagen auch die Töne, die er bringt, wie fern verhallende Akkorde an unſer Ohr. Es iſt ein echtes Erzeugnis der Neoromantik; die Realität tritt zurück gegen die Darſtellung der Empfindungen, welche die Objekte erregen, der Hauptreiz liegt in der muſikaliſchen Stimmung, welche den ſchildernden Worten gegeben wird. Huldſchiner ſpielt auf der Sprache wie auf einer Zither, ähnlich wie Beer-Hofmann in Proſa oder Hofmannsthal im Verſe. Er „betrinkt" ſich, wie Grillparzer von Kathi Fröhlich einmal ſagte, in der Muſik ſeiner eigenen Schöpfung, er ſchwelgt im Genuſſe des Tonbildes. In dieſer Kunſt der Sprache und Stimmung liegt der Zauber des Buches, die Handlung und die Geſtalten bleiben oft ſchattenhaft. Ein einſamer Menſch, Elias Maier, hat ſich in der ſtillen Stadt angeſiedelt, unter deren äußerer Ruhe wilde Leidenſchaften ſchlummern, bereit, gewaltig hervorzubrechen. Hier kann er ſeinem Wunſch, ſein Innenleben ruhig auszuſpinnen, ungehindert willfahren; er ſiedelt ſich an und begegnet nach verträumten Tagen, in denen er ſein Sehnen gepflegt und gehätſchelt, einem Weibe, das ihn anzieht, das ebenſo verträumt iſt und weltferne wie er ſelbſt. Die leiſen Gefühle, die ſich zwiſchen ihnen hinüberranken, werden zur Leidenſchaft, die Gitter der verſchloſſenen Gärten öffnen ſich,

aber im Augenblicke, wo sich die Liebenden gefunden, treibt die Mitteilung ihres verhaßten Onkels, sie sei seine Tochter, das stolze Weib in den Tod. Das Glück ist beiden nicht beschieden. Diese in ihrer Lösung anfechtbare Handlung verknüpft sich ziemlich lose mit einer anderen, die fast noch mehr lyrische Dichtung geblieben ist, als die eigentliche Liebesgeschichte. Es ist die erschütternde Klage des verfolgten Glaubens und die Sehnsucht nach einem irdischen Reich des Friedens, das wie eine ferne Hoffnung die dunkle Zukunft des verzweifelten Elias rötet. Da werden Bilder voll packendster Realistik aufgerollt: das Begräbnis des Protestanten, wie die religiöse Feier der Juden, die katholische Wallfahrt, die in die Heimat zurückkehrt, sie alle predigen Duldung und Versöhnung, von der die bigotte stille Stadt nichts wissen will. Sie ist ein „Jerusalem, die die Propheten tötet". So geht ein biblischer, pathetischer Ton durch das Werk, der Jammer eines gejagten Volkes klingt an, und über den Toren des deutschen Ortes, den Huldschiner schildert, ragen die Zinnen Zions. Bei allen Bedenken, die man gegen viele Motive der äußeren Erzählung haben mag, es ist der echte dichterische Geist des Buches, der zur Bewunderung zwingt. „Wer seiner eigenen Trauer sich bewußt geworden ist, hat alles Glück der Erde", das ist ein Leitmotiv, das der Verfasser selbst aus seinem Innersten geschöpft hat. Und sein Held scheidet aus der stillen Stadt, indem er sie mitnimmt, wohin er auch zieht; äußerlich trägt er die Ruhe zur Schau, aber in seinem Herzen wühlt es weiter; er hat einmal nach dem Glücke der Menschen gegriffen, aber er fiel tiefer als einer von ihnen. Nun ist er gefeit. . . .'

Neueste Nachrichten (Berlin): Wie eine schwere Wolke über einer bangenden Landschaft, so lagert ein beklemmender Pessimismus über Richard Huldschiners Roman „Die stille Stadt". Ein Werk, ohne starke Linie, ohne Wollen und die Kämpfe, die ein Wollen mit sich bringt. Abgewandt, resigniert, und doch ein Dichterwerk. Nicht in seinen Geschehnissen. In der stillen Stadt, in die sich ein Weltmüder hineingeflüchtet hat, gibt es ja auch keine äußerlichen Geschehnisse. Hinter den Mauern der Häuser, hinter dem Panzer der Brust spielen sich, schweigsam fast, die Tragödieen der Sonne erheischenden Menschenseelen ab. Und zwischen den Zeilen des Buches, unsichtbar fast, stehen keine Erzählungen. Wie Schatten wandeln die Gestalten durch das Buch, wie Schatten nur recken sie die Arme nach dem Glück und lassen sie müde fallen,

kraftlos, es zu halten, kraftloser, es zu zwingen. Uni
geht die Sehnsucht hindurch, kaum eingestanden, aber
feinen Ohr vernehmbar: die Sehnsucht nach Befreiung,
Sonne. Es ist ein Buch, dessen Inhalt man nicht r
zählen kann, dessen schwermütiger Reiz im Wesen seiner S
art unlösbar liegt. Es ruft keine Freude, keinen Taten
wach, und dennoch ein Großes: das Mitleid. . . . Das M
mit den Seelen, die in der Irre sind.

Kölnische Zeitung: Es ist ein finsteres, schwerm
Buch, aber der Verfasser verfügt über die Kraft des
Romantikers, uns einzufangen in die Dämmerstimmung
Phantasie und uns eine echt tragische Gemütswirkung z
mitteln.

Die Frauenbewegung: Ein melancholisches, träume
Buch, das aus ganz eigenartiger Stimmung heraus g
zu sein scheint und diese Stimmung auch im Leser zu
vermag. Eine künstlerisch schöne Übereinstimmung
zwischen den Rahmen, in welchem sich die Vorgänge abs
und den Charakteren, die dargestellt werden. Der R
ist eine stille Stadt, hoch oben in den Bergen. Aus de
schaulichen Schilderungen erkennt man die Gegend in
Tirol, wo neben den nationalen die konfessionellen Geg
hart zusammenprallen. Der Einklang zwischen der See
Helden und der stillen Stadt kommt in folgenden wi
vollen Worten zum Ausdruck, die gleichsam das Leitmoti
Buches bilden:

„Und die herbstliche Stadt wurde Elias das S
seiner Seele: ein stilles, dunkles Gewässer, dessen Tiefen
irdische Gewalten erbeben machen. Aber auf der Obe
ist kaum mehr ein leises Wellenzittern. Und über ihn
in ewiger Ferne die Sehnsucht einher, einer Wolke be
und glutroter Feuerschein bei Nacht."

Leipziger Tageblatt: „Die stille Stadt" nennt R
Huldschiner sein neues Buch, das uns in entlegene, vom g
Getriebe der Welt kaum berührte Gegenden führt.

Die stille Stadt ist ein kleiner Ort „da unten im G
in dem jeder Mensch ein Sonderwesen ist. Jedes Hau
sein eigenes Gesicht. Und jeder Mensch in dieser Stad
sein eigenes Gesicht, und keinen läßt sie aus, der nic
Stempel einer geheimnisvollen Besonderheit mit sich
trüge." — Das Glück wohnt nicht in ihren Mauern, un
Stille ist nicht der Friede der Wunschlosen. Ihre Sti

Nix wissen sie, nix verstehen sie! Immer z'vodersst, wenn man sie nicht brauchen kann! Schaden anstiften — das ist ihr einzige Kunst — und so weiter.

Der Flor meinte, tröstend und begütigend eingreifen zu müssen und sagte, unvorsichtig wie stets: „A toater Hund hat's alleweil no' besser als a lötzer."

Aber das war natürlich gefehlt. Die Bäuerin stemmte die Arme in die Seiten und fuhr auf ihn los: Ob man ihn etwa gefragt habe? Ob er meine, daß man sich von ihm föppeln lasse? Ob er nicht wisse, daß er ein lötzer Kerl sei, ein langohreter Lackel? Und er möge gefälligst schauen, daß er weiter komme, und so weiter, und so weiter.

Flor fand darauf, es sei an der Zeit, sich zu drücken.

Der Frötsch aber rührte in seinem Kessel herum und sagte etwas kleinlaut:

„Geah, geah, Mena! 's nutzt nix, 's Au'begehr'n. Kannscht ihn dechtersch nimmer lebendig machen mit 'm G'schroa."

Darauf wurde er höflich gebeten, das Maul zu halten; es sei noch nicht so sicher, wer mehr G'schroa mache, sie oder er; sie, Mena, pflege fein

Verlag von Egon Fleiſchel & Co. / Berlin W 35

Die letzte Strophe

Novellen von Irma Goeringer

Preis: geheftet 2 Mark; gebunden 3 Mark

Aus den Beſprechungen:

The Academy and Literature: These short sketches have a certain power and charm. Soms of them even remind us of the motive of „Pippa Passes," for they represent the turning point in a human being's life, and demonstrate how a trifling circumstance may then become of importance. The fate of the little errand girl who at sixteen looked at life gladly and happily, and three years later began ot droop under the burden of her experiences, is pathetically and cleverly indicated in little more than half a dozen pages. There is humour in the plight of the young wife who can never get the household accounts right, and whose husband is therefore for ever scolding her. A kind friend comes to the rescue, but the moral to be drawn is that husbands should not perhaps be too strict on that point. A pleasant half-hour may be spent over the volume, the contents of which combine a pleasant fancy with insight into human nature.

Allgemeine Zeitung (München): In dieſem Buch ſind elf Novellen und Skizzen vereinigt, die ausnahmslos den Stempel der Eigenart tragen. Die Dichterin ſchaut mit klaren klugen Augen ins Leben und nichts Menſchliches iſt ihr fremd. In den Novellen „Das Haushaltungsbuch", „Schweſterchen", „Abſchied" und „Wenn die Blume ſtirbt", finde ich Anſätze zu einer Charakteriſtik, die von einem ſtarken Talent Zeugnis ablegen. Die Stoffe, die Irma Goeringer aufgreift, entbehren nicht eines beſonderen Reizes, ſofern ſie mit großer

Der Bauer stöberte im Feuer und legte Holz nach.

„Und aufs Sach hat er g'schaugt."

„Und Lotterer hat er nia net innergelasen."

„Und die Fackl'en alleweil schian beinandg'halten auf'm Anger."

„Mh! sell ischt lei gleich." —

Es wurde auch noch hervorgehoben, wie trefflich er sich mit den Hauskatzen vertrug, wie schön er auf Ratten ging, und daß man ihn niemals bei einem Raubzug in die Räucherkammer ertappt hatte.

Alles in allem: Ein Hund der Hunde.

Die tröstliche Gewißheit aber, daß im Kreislauf der Dinge nichts verloren geht, daß alles wieder auferstehen muß in dieser oder jener Gestalt, daß Hundsfett'n nicht nur ein köstliche Wagenschmirb' gibt, sondern bei ‚Weatig' jeder Art unvergleichliche Heilkraft entfaltet, legt leise lindernden Balsam auf blutende Herzen.

Und dieses geschah mit Napolons irdischem Anteil:

Das Gefäß mit dem schön gleichmäßig erstarrten Fett bekam vorläufig seinen Platz in der Speisekammer angewiesen; die weißen, sauber von allen Weichteilen befreiten Knochen wurden zur Ausnützung ihrer Dungkraft im Gemüsegarten auf den

3 2044 050 825 827

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

WIDENER

FEB 10 2000

BOOK DUE

WIDENER

FEB 10 2001

BOOK DUE